Zeitschrift: INSA: Inventar der neueren Schweizer Architektur, 1850-1920: Städte = Inventaire suisse d'architecture, 1850-1920: villes = Inventario svizzero di architettura, 1850-1920: città

Band: 2 (1986)

Artikel: Bern

Autor: Hauser, Andreas / Röllin, Peter / Weber, Brechtold

Kapitel: 2: Siedlungsentwickung

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-3534

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

2 Siedlungsentwicklung

2.1 Die Stadt der Mitte

Der Name Berns ist für Aussenstehende bis zur Vertauschbarkeit mit dem Begriff der Bundesstadt verwachsen. Aus Berns führender Stellung in der alten Eidgenossenschaft scheint sich zur Genüge zu erklären, weshalb die Stadt 1848 zur Hauptstadt des neuen Bundesstaates gewählt wurde. Aber es ist keineswegs selbstverständlich, dass eine Stadt, die so eng mit der alten Ordnung verbunden war, auch im neuen Staatsgebilde wieder eine Mittelstellung übernehmen konnte, statt sie an einen historisch weniger belasteten Ort abzutreten. Stadtmythologisch gesehen konnte dies dank der Fähigkeit Berns gelingen, sich den geschichtlichen Veränderungen anzupassen, ohne die wesentlichen Charakterzüge zu verlieren.

Nach der Chronik Conrad Justingers von 1420 stammt der Name der Stadt vom Bären, der dem jagenden Stadtgründer, dem Herzog Berchtold von Zähringen, zur Beute wurde. Der Engländer James Boswell notierte 1764 in sein Tagebuch:

«Die Berner haben eine staunenswerte Zuneigung zu diesem Tier, Abbilder davon in jedem Viertel in verschiedensten Stellungen. Zwei lebende Bären halten sie in einem Graben bei den Schanzen der Stadt. Ich hoffe keinen Katholiken zu verletzen, wenn ich sage, dass der Bär mir wie der Schutzheilige dieses Volkes erschien[9].»

Die boshafte Bemerkung Boswells zielt zu kurz – der Bär ist etwas archaischeres als ein Stadtheiliger, er ist das Totemtier Berns, mit dessen Charakter die Stadt sich gerne identifiziert. Urchiger als der königliche Löwe, ist er wie dieser den anderen Tieren durch seine Kraft überlegen. Der 1535 geschaffene Zähringerbrunnen zeigt einen Bären mit Turnierhelm und Löwenbanner[10] (Abb. 37). Es ist, als ob der Herzog sich selbst in das erlegte Tier verwandelt hätte, um sich dessen Kräfte anzueignen. Um die Macht ihres Gründervaters zu erlangen, müssen sich die Berner ihn ihrerseits einverleiben. Justinger verquickt die Gründungsgeschichte mit jener der ersten Erweiterung der Stadt, um zu verdeutlichen, dass sie von Anfang an mehr als Fürstendiener sein wollte. Ein Ritter von Bubenberg übernimmt in dieser mythologischen Darstellung die prometheische Aufgabe, die Siedler auf Kosten des Herzogs zu stärken, indem er mehr Hofstätten als erlaubt anlegt. Als das Zähringergeschlecht ausstarb, gewannen die Berner die Reichsunmittelbarkeit, und in den Wirren des Interregnums schleiften sie die zur Reichsfeste gewordene, ehemals herzogliche Burg, um den Nydeggbezirk später der Stadt einzugliedern[11]. Die Verehrung für den Zähringer zeugt davon, dass die städtische Gemeinschaft sich als dessen Erbe betrachtete. Obwohl Eidgenosse von ländlichen Waldstätten und Handelsstädten wie Zürich, war der Stadtstaat Bern – die «Krone Burgundiens» – jenen fürstlichen Mächten verwandt, gegen die sich die Verbündeten zu wehren hatten. Wie einst der Bär und das Zähringergeschlecht musste das alte Bern zwar untergehen, aber nach einem halben Jahrhundert wurde es in neuer Gestalt wieder Stadt der Mitte.

2.2 Bern in der Geologie: der Mythos in der Wissenschaft

In seinem Buch *Die Schweizer Stadt* schob der Kunsthistoriker Joseph Gantner 1925 solche kulturhistorischen Erwägungen entschieden beiseite[12]. Sie hatten für ihn mit dem explosionsartigen Wachstum der modernen Stadt ihre Bedeutung verloren. Ebenso wenig interessierten den Zeitgenossen Le Corbusiers regionale Besonderheiten. Von seinem Lehrer Heinrich Wölfflin auf die Analyse grundlegender Formgesetze vorbereitet, suchte er nach städtebaulichen Typen, die ihre Gültigkeit auch bei tiefgreifenden Veränderungen beibehalten. Gantners Bewunderung gehört der «irrationalen Regelmässigkeit»[13] der mittelalterlichen Stadt: vom römischen Castrum mit seinem naturfeindlichen Rastersystem übernimmt sie das Städtisch-Zivilisatorische, vom natursymbiotischen Dorf die lebendige Unregelmässigkeit. Weder das Alter noch die Entstehungsweise sind für die Formqualitäten einer Stadt entscheidend[14]; eine «gewachsene Stadt» kann sich in langweiligen Rastermustern erschöpfen, eine gegründete die Gesetze der Natur aufnehmen und steigern. Basel kann einen Römer, Luzern einen wilden Mann als Stadtgründer anführen. Aber die Mitte von Gantners Schrift nimmt eine Stadt ein, die ihre Herkunft weder auf die Antike noch auf die Natur zurückführen kann.

«Alles aber, was auf den Blättern dieses Buches bisher von der Schönheit der Lage und der Situation, von dem künstlerischen Reichtum der Silhouette, gesagt worden ist, das scheint in der Altstadt von Bern gesammelt, gesteigert und vertieft ... Organischer ist keine Stadt gewachsen, und keine Stadt trägt in ihrem Wachstum eine so ausgesprochene künstlerische Sicherheit zur Schau ... Wo anders als hier denn sollte man empfinden, dass grosse Architektur mit kosmischen Mächten fest im Bund steht[15]?»

Ohne es zu beabsichtigen, knüpft Gantner an die Berner Stadtmythologie und ihre Metamorphosethemen an. Schon ein spätmittelalterliches Sprichwort behauptete, dass sich der Eichenwald, an dessen Stelle Bern gebaut werden sollte, gerne habe hauen lassen[16] – gewann er doch in der Form des Häuserwaldes der jungen Stadt ein

Abb. 34 Bern. «Gesamtansicht mit den modernen Vorstädten», «Fliegerbild» von Osten aus 3000 Meter Höhe von Walter Mittelholzer (Zürich), vor 1920. Aus: Joseph Gantner, *Die Schweizer Stadt*, München 1925, S. 88.

neues und glänzenderes Leben. Der Übergang vom Holz zum dauerhafteren Stein konnte sich ebenfalls verhältnismässig schmerzlos vollziehen: ist die Eiche schon beinahe so hart wie Stein, so ist der Sandstein noch annähernd so weich wie Holz. Dieser Materialwechsel entspricht dem Übergang vom Mittelalter zum Barock; die malerischen Motive, die jenes aus der Natur gewonnen hat, werden im 17. Jahrhundert zur bewussten künstlerischen Form[17]. Hans Wilhelm Auer stellte 1896 in einem Aufsatz über *Die Gassen der Stadt Bern* fest, dass in Bern die «Reflexe des mittelalterlichen Kulturlebens» – Ringmauern, Türme, enge Strassen, hochgiebelige Häuser und Erker – bis auf wenige Reste verschwunden seien[18].

«Und doch zeichnen sich unsere Strassen und Gebäude durch gewisse aus dem Mittelalter stammende Bauformen aus, die auch in den Neubauten immer wieder Aufnahme gefunden haben und so prononciert hervortreten, dass sie dem Interieur der Stadt ein wirklich einzig dastehendes Gepräge geben[19].»

Die Form der Berner Altstadtgassen ist oft bewundert worden. Für Gantner ist in ihnen die Windung der Aare «gleichsam wie in Stein ... eingefangen, mehr noch, in Musik gesetzt»[20]; und Alfred Lichtwark, Direktor der Hamburger Kunsthalle, schrieb 1907:

«Die typische Berner Strasse lässt sich mit nichts vergleichen, das ich kenne. Sie ist unabsehbar lang, aber eine weiche, lang ausholende Biegung oder einer der alten Tortürme ... schliessen immer den Ausblick[21].»

Die gekrümmte Strasse gilt als Kennzeichen der mittelalterlichen Stadt, aber die Breite und Länge der Berner Gassen ist von barocker Urbanität (Abb. 36). Eigentlich entzieht sich ihre flussähnliche Gestalt stilistischer Unterordnung, weil sie «naturunmittelbar» ist. Sie ist deshalb auch Urbild der modernen Strasse mit ihrem Verkehrsfluss. So wie dieser die Strasse in eine Wildnis zurückverwandelt, kann die Berner Gasse plötzlich Züge eines ausserhalb der Stadt liegenden Naturraums annehmen, in dem sich nur Betrunkene, Studenten und Kinder herumtreiben[22]. Die eigentlichen Strassen sind die den Gassenfluss säumenden Lauben, gleichsam in den Fels gehauene Höhlengänge:

«Mit ihren waagrecht vorstehenden Dächern und ihrem vortretenden Fuss erinnern die Häuser an Ritter im Harnisch, zugleich aber haben sie etwas bäuerlich Behäbiges... (Für Bern) ist die Vereinigung des Ritterlichen und Bäuerlichen... charakteristisch[23].»

Mit der Bildregie stellt Gantner in seinem Buch *Die Schweizer Stadt* seine Annäherung an Bern als die eines Fliegers dar, der die Kramgasse als Landepiste benutzt, um nach der Erkundung aus

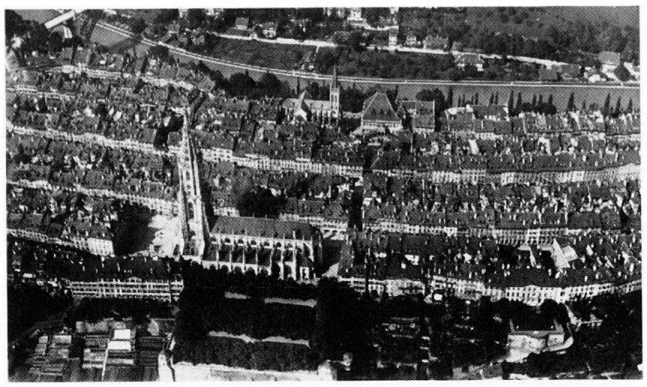


Abb. 35 Bern. «Dächer der Altstadt; Münster und Rathaus stehen eingeordnet in die äussersten der vier Häuserreihen». «Fliegerbild» von Süden aus 200 Meter Höhe von Walter Mittelholzer (Zürich). Aus: Joseph Gantner, *Die Schweizer Stadt*, München 1925, S. 90.

Abb. 36 Bern. Gerechtigkeitsgasse, Hauptachse des ältesten Stadtteils in der Aareschleife. Impressionistische «Innenaufnahme» von Albert Anker. Ölstudie auf Papier, 1876. Kunstmuseum Basel.

der Luft ins Innerste der Stadt einzudringen – in die Lauben (Abb. 38). Der Einflug markiert den Übergang von den «Typen» der Stadt zu ihren «Elementen». Für die Erkenntnis der ersten muss man sich vom Gegenstand entfernen, für die der zweiten in ihn eindringen.

1870 versuchte der Kirchmeier und Notar Karl Howald, «unterhalb» der gegenwärtigen Stadtlandschaft die ursprüngliche topographische Gestalt zu rekonstruieren. Für Justinger hatte die Form des Geländes die Verbindung des befestigten Nydegghügels mit der zu gründenden Stadt gefördert; Howald dagegen rief ins Bewusstsein, «welch bedeutende Terrainschwierigkeiten... es bei der Erbauung und der Ausdehnung Berns allerorten zu überwinden gab»[24]. Die Besinnung auf die städtebaulichen Leistungen der Vorfahren war nötig, denn man schickte sich an, die Stadt über das Tal der Aare hinweg auf das Kirchenfeld auszudehnen. In der «mikroskopischen» Sicht Howalds vergrösserten sich die geschichtlichen Zeitabstände. Rückte schon die mittelalterliche Gründungszeit in grössere Ferne, so wurde erst recht der Abstand zur klassischen Antike zum Problem. Der Archäologe Albert Jahn versuchte deshalb 1850, die Spuren der Antike «gleichsam lokal zu fixieren» und die «Anknüpfungspunkte zwischen der mittelalterlichen Neubildung und der römisch-keltischen Vorzeit aufzufinden»[25]. Justingers Gründungsgeschichte opfernd, stellte er sich auf der Berner Halbinsel ein römisches Kastell vor. Jahn war davon überzeugt, dass diesem ein kelto-helvetisches Oppidum vorangegangen war, denn die Kultur der Ureinwohner der Schweiz war ja von den Römern nicht zerstört, sondern bloss umgeformt worden, so wie sich später die römisch-keltische in die germanische Kultur «metamorphosiert» hatte[26]. Noch weiter zurück als Jahn blickte der Geologe Bernhard Studer in einer 1859 veröffentlichten Studie *Über die natürliche Lage von Bern*. Von den damals kurz zuvor entdeckten Pfahlbauten ging er über die eisenlose Bronzezeit zurück bis in ein steinernes Zeitalter. Dessen Angehörige lebten auf eine Weise, die an «nordamerikanische Rothhäute oder neuseeländische Volksstämme»[27] erinnerte. Und es war denkbar, dass diese Menschen noch mit so fremdartig scheinenden Tierarten wie Mammut, Rhinozeros und Höhlenbär zusammengelebt hatten. Die exotische Urwelt des schweizerischen Robinson tauchte mitten in der vertrauten Umgebung auf[28].

«Die Grenze, die man bisher zwischen dem Auftreten des Menschen und den geologischen Zeiten glaubte ziehen zu können, ... verwischen sich immer mehr, (so dass) Geschichte, Archäologie und Geologie ohne Trennung sich aneinander reihen[29].»

Aber auch die Grenzen zwischen Mensch und Tier begannen zu verschwimmen, wie Charles Darwins gleichzeitig mit Studers Schrift erschienenes Buch über den *Ursprung der Arten* zeigte[30]. Für die Entstehung der Evolutionstheorie waren die Schichtenlehre und Tektonik der modernen Geologie wegweisend. Zu deren bevorzugten Forschungsgebieten zählte im 19. Jahrhundert das schweizerische Hochgebirge, zu ihren Pionieren Bernhard Studer. Den Auftakt zu seinem Werk bildete eine 1825 publizierte *Monographie der Molasse*. Obwohl Studers Blick von Anfang an auf die Alpen, auf die «Bundeslade der getrennten Schweizerstämme»[31], gerichtet war, beschäftigte er sich zuerst mit dem mittelländischen Sandstein, der das Gesicht der Stadt Bern prägt. Die aufregenden Folgerungen, zu denen

diese Beobachtungen führten, fasste Studer 1859 so zusammen:

«Der Jura, wie die Alpen, hat seine jetzige Gestalt erhalten, als die Molasse schon abgelagert war; es hat nach dieser Zeit in beiden Gebirgen eine grossartige Veränderung statt gefunden[32].»

Studer vermutete, dass diese in einer vulkanischen Hebung bestanden habe. Armin Baltzer, preussischer Pfarrerssohn und seit 1884 Inhaber des Berner Lehrstuhls für Geologie, wies 1880 nach, dass nicht eruptive, sondern mechanische Vorgänge für die Alpenhebung verantwortlich waren[33]. Er war damit auf dem gleichen Weg wie der Zürcher Geologe Albert Heim, der massgeblich an der Entwicklung immer kühnerer Faltungs- und Überschiebungsmodelle beteiligt war. In ihnen erschien schliesslich der härteste und älteste Stein wie ein beliebig faltbares Tuch[34].
1896 veröffentlichte Baltzer die Abhandlung *Der diluviale Aargletscher und seine Ablagerungen in der Gegend von Bern mit Berücksichtigung des Rhonegletschers*[35]. Schon 1821 hatte der Walliser Ingenieur Ignaz Venetz vermutet, dass die übers Mittelland verstreuten Findlinge nicht Schwemmgut, sondern Mitbringsel von Gletschern seien[36]. Noch 1859 schauderte es Studer vor der darin enthaltenen Vorstellung, dass «das Land von Genf über den Bodensee hinaus, mehrere tausend Fuss hoch», von Gletschern bedeckt gewesen wäre[37].
Studer zog der Gletschertheorie die solidere Tektonik vor. 1828 forderte er in der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft die Erstellung einer topographischen Karte der Schweiz, auf der die geologischen Forschungsresultate eingetragen werden könnten. Der Vorstoss brachte das bereits 1824 von der Tagsatzung beschlossene Unternehmen einer Landesvermessung in Fluss. 1832 wurde es unter Leitung des Berners Johann Ludwig Wurstemberger begonnen; als «Centralpunkt» der Vermessung wurde das Observatorium von Bern bestimmt. Aber im folgenden Jahr trat Wurstemberger wegen der Regenerationsumwälzung als Oberstquartiermeister zurück, so dass sich das Landeskartenwerk mit dem Namen seines Nachfolgers, des Genfers Guillaume Henri Dufour, verband[38].
Mit Studer und damit mit Bern blieb dagegen die geologische Karte der Schweiz verknüpft. Auf der Grundlage der 1850 von Jakob Melchior Ziegler herausgegebenen Schweizerkarte erarbeiteten er und sein Zürcher Freund Arnold Escher von der Linth eine geologische Übersichtskarte der Schweiz, die 1852 und 1853 vorgelegt werden konnte[39]. Aufgrund eines weiteren Vorstosses von Studer übernahm es 1860 die Schweizerische

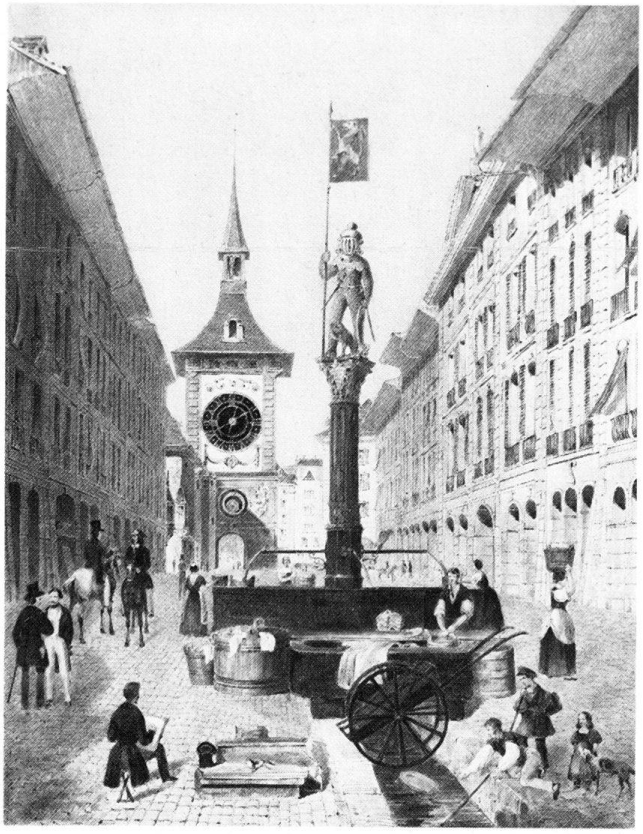


Abb. 37 Bern. Kramgasse, Hauptachse der Stadterweiterung von 1218–1220. Ansicht mit Zähringerbrunnen und Zytgloggeturm. Zeichnung des Architekten Karl Adolf von Graffenried (Bern), lithographiert von J. F. Wagner (Bern), um 1840–1850. Landesbibliothek Bern.

Abb. 38 Bern. In den Lauben an der Kreuzgasse. Offizier, «Pflastertreter», Student, Ratsherr, Professor Samuel Schnell (mit Brille), «Gremplerinnen». Aquarell aus der *Stadtbrunnenchronik*, Bd. II, von Pfarrer Karl Howald, 1846. Burgerbibliothek Bern.

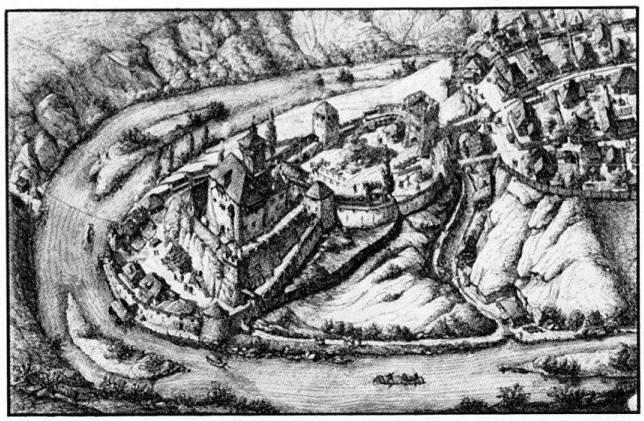


Abb. 39 Bern. Stadtburg Nydegg, erbaut wohl gleichzeitig mit der Stadtgründung um 1190. Während des Interregnums zwischen 1266 und 1272 geschleift und durch Häuser ersetzt. Rekonstruktion von Architekt Eduard von Rodt.

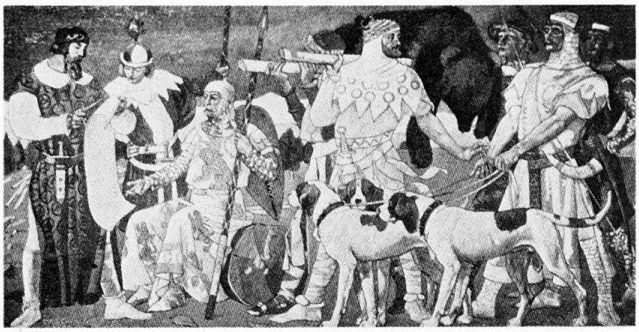


Abb. 40 Gründung der Stadt Bern durch den Herzog Berchtold V. von Zähringen, nach der Überlieferung im Jahre 1191. Karton zum Mosaik im Hof des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich, entworfen 1896–1898 von Hans Sandreuther (Basel), ausgeführt 1900 von der Firma Clément Heaton (Neuenburg).

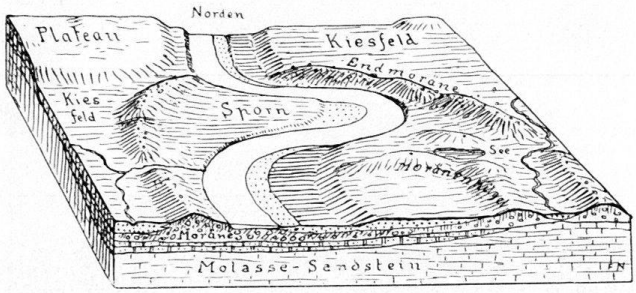


Abb. 41 Bodenrelief der Stadt Bern, Blockdiagramm des Geographen Fritz Nussbaum, abgebildet in seiner *Heimatkunde von Bern und Umgebung,* 1916.

Naturforschende Gesellschaft, die inzwischen im Erscheinen begriffene Dufourkarte «geologisch koloriert herauszugeben»[40]. 1859 bis 1884 war Studer Präsident der verantwortlichen Kommission; wenige Tage, bevor der 93jährige 1887 starb, wurde das letzte Blatt vollendet.

Noch eine weitere kartographische Leistung ist mit der Stadt verbunden, wo die zivilisatorische Oberflächengestaltung gern als Fortsetzung der natürlichen Bodenstruktur betrachtet wurde – die *Schulwandkarte der Schweiz,* geschaffen 1897–1898 von dem in Bern tätigen Kartographen und Verleger Hermann Heribert Kümmerly. Seit 1902 hing sie in jedem schweizerischen Schulzimmer[41]. Die farbige Reliefkarte verband den spröden Ernst der Dufourkarte mit dem spielzeughaften Reiz der topographischen Reliefbildnerei[42].

Im Rahmen der Berner Landesausstellung von 1914 modellierte Joseph Reichlin aus Arth, der an Simon Simons berühmtem Relief des Berner Oberlandes mitgewirkt hatte, ein Relief der Region um Bern. Der Berner Geograph Fritz Nussbaum, Lehrer am kantonalen Seminar Hofwyl, verfasste dazu 1916 eine *Heimatkunde von Bern und Umgebung* (Abb. 41)[43]. Ein gutes halbes Jahrhundert nach Studers Schrift über die natürliche Lage Berns wird das inzwischen sedimentierte Wissen über die Erdgeschichte in eine pädagogische Tektonik eingebaut.

In mehreren Arbeitsphasen präpariert die Natur die Bühne, auf der die Stadt der Mitte enstehen soll. Die Grundlage bildet die festgebackene Sandablagerung mächtiger Süsswasserseen und seichter Meere. Durch Flussauswaschungen ist der Weg vorgezeichnet, auf dem der Aaregletscher vordringen kann, bis er nördlich von Bern auf den Rhonegletscher trifft. Seine Aufgabe ist, mittels Gletscherbächen fruchtbare Schotterfelder abzulagern und das Terrain mit Moränenwällen zu gliedern. Besonders schön ausgeprägt ist der Stirnmoränenbogen des Aaregletschers, der zwischen den seitlichen Sandsteinbastionen von Gurten und Dentenberg nach Norden ausbuchtet.

Nach dem Rückzug des Gletschers übernimmt die Aare die Feinarbeit: sie tieft ihren gewundenen Flusslauf zu einem gestuften Tal aus und skulptiert so die nach Westen geöffnete Halbinselterrasse heraus, die die Dienstleute des Zähringers ihrem Herrn als geeigneten Ort zur Gründung einer Stadt empfehlen können. Dank der vielfältigen Bodenform wurde Bern zu einer Welt im Kleinen, wo fruchtbare Äcker, weite Felder, feuchte Matten und Auen, steile Raine und Halden, ragende Bühle und Hübel nebeneinander vorkommen. Erst im frühen 20. Jahrhundert schien es, dass sich die sprunghaft gewachsene Stadt im Gestaltlosen verlieren könnte. Aber in den 1920er Jahren wurde deutlich, dass Gross-Bern sich zu einer Form verdichtete, die dem Bedürfnis nach prägnanten Ordnungsmustern ebenso entgegenkam wie die füllhornartige Gestalt der Altstadt – zu der eines Kreises[44] (Abb. 34).

2.3 Vom alten Bern zur Kantonshauptstadt: Brückenbau und Reiterdenkmal

Die Veränderungen in seiner Stellung als Kantonshauptstadt nach dem Untergang der alten Schweiz, vor allem jene der Regeneration, bereiteten Bern auf die Rolle der Bundesstadt vor, indem sie eine Neugestaltung des Verhältnisses von Zentrum und Umgebung erforderten. Die Öffnung der Stadt zur jetzt gleichberechtigten Umgebung musste durch eine Verstärkung der Zentrumssymbole ausgeglichen werden.

Auf auffälligere Weise als durch den Abbruch der alten Festungen wurde der Graben zwischen Stadt und Land durch die 1841–1844 erbaute Nydeggbrücke verringert – ihr steinerner Bogen war der grösste Europas. Ein Jahr vor der Wahl Berns zur Bundesstadt wurde auf dem Münsterplatz das Modell für ein Reiterdenkmal aufgestellt, das den Helden der Schlacht von Laupen, Ritter Rudolf von Erlach, darstellte. Mit der Ausführung des Entwurfs erhielt Bern zwei Jahre später das erste freistehende Reiterdenkmal der Schweiz. Diese Zentrumsbetonung erscheint wie eine patrizisch-burgerliche Antwort auf den liberalen Öffnungseifer. In Wirklichkeit verhielt es sich aber gerade umgekehrt.

Die Idee, an der Ostspitze der Stadt eine Brücke zu bauen, stammte vom Patrizier Karl Anton von Lerber, der sich 1827 zur Planung des Bauwerks mit dem Ingenieur Albrecht Sinner zusammentat. 1830 stellten sie das Modell einer mächtigen, zweibogigen Brücke vor[45]. Lerber schlug sich zwar 1831 auf die Seite der Liberalen, aber burgerliche Kreise machten sich sein Vorhaben zu eigen. Nicht in der Frage nach der Notwendigkeit einer Brücke, sondern in der nach ihrem Standort kamen die politischen Interessengegensätze zum Vorschein. Brücken beim Bollwerk, beim Waisenhaus, beim Kornhaus und beim Rathaus wurden vorgeschlagen, Projekte für eine Kirchenfeldbrücke erörtert und sogar die Münsterplattform als Brückenkopf zur Diskussion gestellt[46].

Auf die Gründung eines Nydeggkommitees antwortete die liberale Kantonsregierung 1836 mit dem Beschluss, bei der Tiefenau eine Brücke über die Aare zu schlagen, um eine neue Kantonsstrasse auf der der Nydegg entgegengesetzten Westseite in die Stadt zu führen. Kurz vor dem Baubeginn der *Nydeggbrücke* erteilte die Kantonsregierung eine Konzession zum Bau einer *Kornhausbrücke*[47]. Solchen Bemühungen lag die Absicht zugrunde, die Stadt durch eine neue Nord–Süd-Achse von der Seite her gleichsam aufzubrechen. Die Vertreter der Nydeggbrücke wurden dadurch in ihrer Überzeugung bestärkt, dass die geplante Brücke dem traditionsreichen unteren Teil der Stadt zu neuem Leben verhelfen werde.

Mit der Brücke konnte zudem an die Strassenbautätigkeit des alten Bern angeknüpft werden. 1750–1758 wurde die Hangstrasse zwischen der Aargauer Landstrasse und der Untertorbrücke durch eine mächtige Rampe ersetzt, die Brücke selbst wurde 1757–1764 umgebaut[48]. Schon damals dachte man an ehrgeizigere Lösungen. Soeben aus Paris zurückgekehrt, schlug Niklaus Sprüngli vor, die alte Brücke als Sockel eines Viaduktes zu benutzen und so gleichzeitig ein effektvolles Kontrastmotiv zwischen dem alten

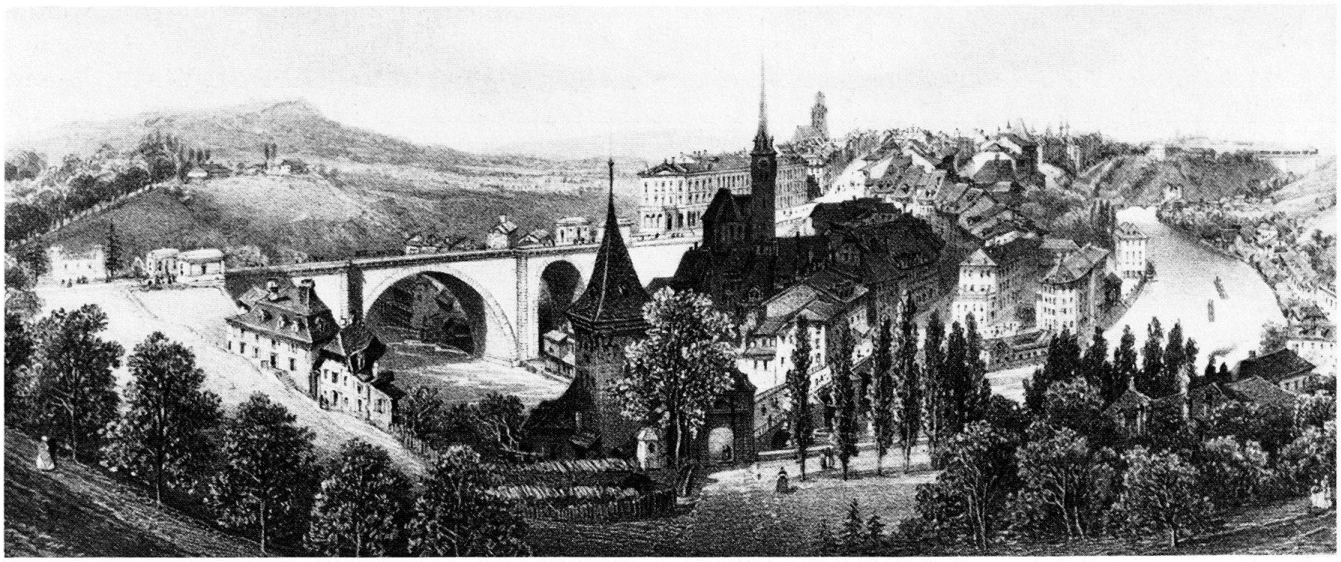


Abb. 42 Bern, Ansicht von Osten mit der spätmittelalterlichen Untertorbrücke (vorn Mitte) und der 1840–1844 erbauten Nydeggbrücke (links). Lithographie von Lemercier, Paris (Ausschnitt). Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung.

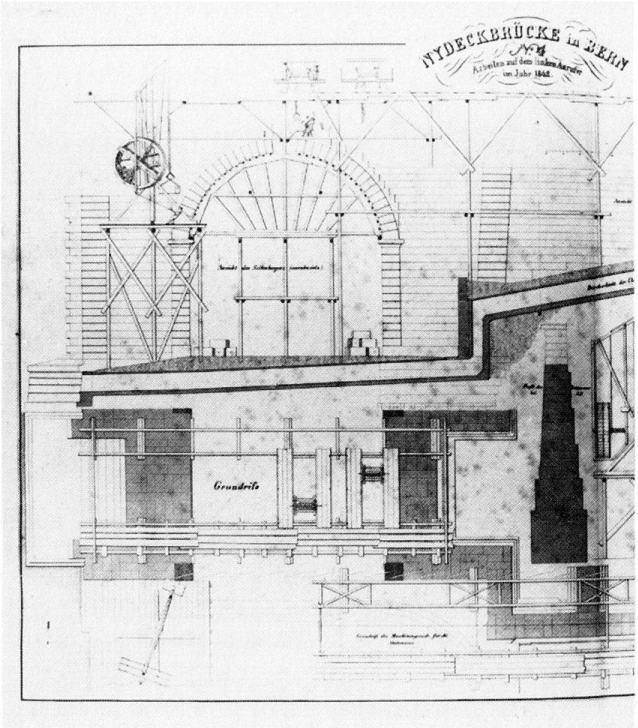


Abb. 43 Bern. Nydeggbrücke. Arbeiten auf dem linken Aareufer 1842. Tafel 4 (Ausschnitt) aus: *Die Nydeckbrücke über die Aar zu Bern* von C. E. Müller, Zürich 1845.

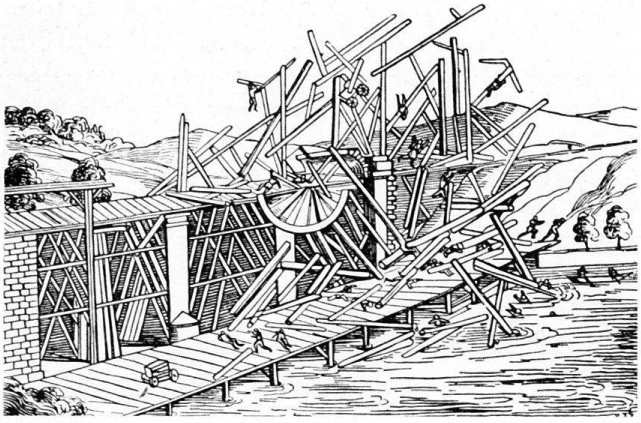


Abb. 44 Bern. Tiefenaubrücke. Einsturz der Bogengerüste am 11. Juni 1847. Zeitgenössische Xylographie.

Gemäuer und dem eleganten Oberbau zu gewinnen. Im Schaubild des Lerber-Sinnerschen Projekts sind die Untertorbrücke und der geplante Neubau so hintereinander gestaffelt, dass sich das Bild eines evolutionären Wachstums ergibt. Dieses im 19. Jahrhundert beliebte Stufenmodell erhielt seine zwingendste Formulierung um 1830 in der Schöllenenschlucht, als neben der sagenumwitterten Teufelsbrücke eine Brücke für die neue, befahrbare Gotthardstrasse errichtet wurde. Mit ihrem Bau machte sich jener Altdorfer Ingenieur Karl Emanuel Müller einen Namen, dem ein Jahrzehnt später die Ausführung der Nydeggbrücke übertragen wurde[49].

Mit Ausnahme eines Entwurfs von Ingenieur Ludwig von Wurstemberger sahen alle Nydeggprojekte Steinkonstruktionen vor. Für den Standort beim Kornhaus plante dagegen der Ingenieur Ernst Vollmar eine Kettenbrücke nach dem Vorbild der Hammersmithbrücke bei London – eine Konstruktionsart, die bei der 1848–1850 erstellten Brücke in Aarau zur Anwendung kam[50]. Für den gleichen Standort projektierte der aus Delsberg stammende Oberst und Grossrat Antoine-Joseph Buchwalder, einer der wichtigsten Mitarbeiter bei der Dufourkarte, eine Drahtseilbrücke. Die erste permanente Brükke dieser Art war 1823 in Genf nach Plänen Guillaume Henri Dufours und des Franzosen Marc Séguin errichtet worden, und neun Jahre später konnte der Lyoner Ingenieur Joseph Chaley dank der neuen Konstruktionsweise mit seiner 273 Meter langen Freiburger Hängebrücke einen Spannweiten-Weltrekord aufstellen[51].

Auf einen solchen Wettbewerb wollten sich aber die Promotoren der Nydeggbrücke nicht einlassen; vielmehr schwebte ihnen ein Monument vor, das die Unbeständigkeit solcher Eisenmachwerke aufzeigte. Der Burgerrat berief deshalb auswärtige Fachleute, so den in Zürich tätigen, aus dem Südtirol stammenden Alois Negrelli. Mit der 1836–1839 erbauten Münsterbrücke in Zürich hatte er gezeigt, dass er dem französischen Brückenbau des 18. Jahrhunderts und seinem führenden Vertreter, Jean Rodolphe Perronet, verpflichtet war[52].

«Was, fragte er sich, ist denn am Ende eine Drahtbrücke anders, als eine schmächtige hölzerne Brücke, deren Joche allein durch Drähte ersetzt sind[53]?»

Unter den zahlreichen Plänen für die Nydeggbrücke fand derjenige vom «Inspecteur au corps royal du génie civil» in Turin, Carlo Bernardo Mosca, am meisten Beifall.

Als aber Mosca in einem zweiten Projekt die Nydeggkirche durch einen neuen Tempel ersetzen und einen Teil des Quartiers mittels Stützen auf das Niveau der Brücke heben wollte, weckte er unliebsame Erinnerungen an die unvollendete Rathausterrasse[54]. Ihre Ruine bot einen willkommenen Anlass, dem Ancien Régime und seinen Erben Realitätsferne und Verschwendungssucht anzukreiden. Deshalb wurde schliesslich die bescheidenere Brückenlösung von Joseph Ferry, einem aus Lunéville stammenden, seit 1836 in Bern tätigen Architekten, bevorzugt; sein Projekt wurde 1840–1844 ausgeführt (Abb. 2, 42, 43).

Drei Jahre später wurde die Konstruktion der *Tiefenaubrücke* in Angriff genommen. Die Pläne stammten vom Oberingenieur des Kantons Bern, Johann Rudolf Gatschet (Abb. 345); Bauunter-

nehmer war der Tessiner Strassenbauer Carlo Colombara, der 1813–1815 den monumentalen Ponte della Torretta bei Bellinzona errichtet hatte[55]. Der Bau war von einem Gerüsteinsturz überschattet (Abb. 44). In der Stadt wurde das Unglück als Strafe für das gottlose Freischarenrégime empfunden, aber technisch gesehen stellte nicht die konventionelle Dreibogenkonstruktion Gatschets, sondern die Nydeggbrücke eine Herausforderung dar. Der Ruhm, den sie der Stadt mit ihren 46 Metern Spannweite sicherte, blieb bis ins späte 19. Jahrhundert unangefochten – nicht zuletzt deshalb, weil diese Art von steinerner Monumentalität schon zur Erbauungszeit nicht mehr zeitgemäss war. Finanziell zahlte sich das Unternehmen nicht aus. Nach der Aufhebung des Brückenzolls durch den Bund wurde die Brücke 1853 vom Kanton übernommen.

Als Innerschweizer hatte der Bauunternehmer Müller für die Nydeggbrücke hauptsächlich Granit verwendet. Der Gegensatz zwischen dem harten Findlingsmaterial und dem ortsüblichen weichen Sandstein charakterisiert die Beziehung des Brückenwerks zum Nydeggquartier, dessen Aufwertung es hätte dienen sollen: Das Burgstädtchen mit den dörfchenartig um die Nydeggkirche gescharten Häusern wurde gleichsam versenkt und zur Alt-Stadt abgestempelt, die man jetzt vom hohen Brückenpodest aus betrachten konnte wie die Bären in ihrem Graben.

Die Bären selbst, spätestens seit dem 16. Jahrhundert im Graben vor dem Käfigturm gehalten, waren den Stadtvätern in den Jahrzehnten vor dem Untergang des alten Bern lästig geworden[56]. 1764 wurden die Tiere in einen weniger zentral gelegenen Graben vor dem inneren Aarbergertor verlegt, nachdem man sich beinahe für ihre Abschaffung entschieden hatte. Das Problem erhielt eine unerwartete Lösung, als 1798 die französischen Besetzer die Bären im Triumph nach Paris entführten. Mit einem melancholischen Denkmal bezeugten die Berner, dass ihnen der symbolische Wert ihres Wappentieres wieder deutlicher geworden war: sie liessen ein totgeborenes Bärlein, das die Invasoren im Graben zurückgelassen hatten, ausstopfen und machten aus ihm einen mit Schwert und Schild bewaffneten Totenwächter des untergegangenen Bern[57].

Zum Dank für seine Einbürgerung schenkte ein Waadtländer Hauptmann der Stadt 1810 wieder zwei lebende Bären. Ein weiterer Umzug bot die Gelegenheit, sie in ein architektonisches Ganzes einzubeziehen. In dem 1825–1826 von J. Daniel Osterrieth neu gestalteten äusseren Aarberger Tor bildete der Schacht mit seinen tierischen

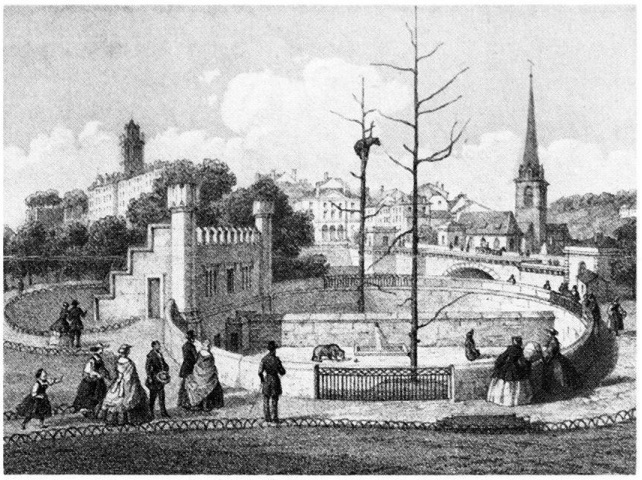


Abb. 45 Bern. Bärengraben am östlichen Nydeggbrückenkopf. Angelegt 1856–1857 als Ersatz für den durch die Eisenbahnanlagen am Bollwerk verdrängten Graben in der westlichen Altstadt. Lithographie von Asselieau nach Zeichnung von Deroy, verlegt von Charnaux (Genève), um 1860. Zentralbibliothek Zürich, Graph. Sammlung.

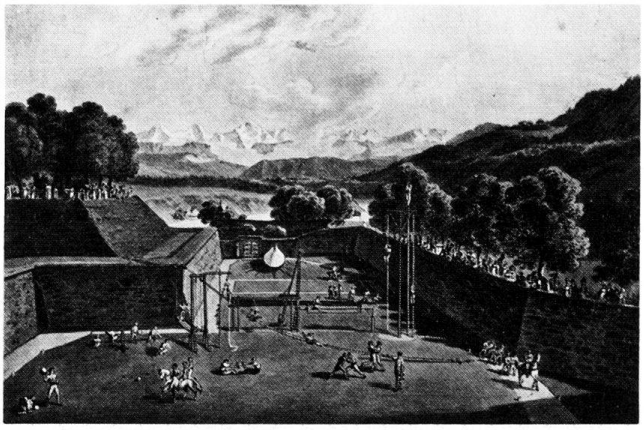


Abb. 46 Bern. Turnplatz im Graben der Kleinen Schanze, eingerichtet 1820 unter Anleitung von Phokion Heinrich Clias. Aquarell von Franz Niklaus König, um 1820. Privatbesitz.

Wächtern das Gegenstück zu den Torhauskuben mit ihren dorischen Tempelfronten[58]. Gleichzeitig erhielt der Bildhauer Franz Abart den Auftrag, für die Torpfosten des fünfzehn Jahre älteren Murtentores zwei Granitbären zu schaffen. Beim Abbruch dieser Barrière wurden sie 1881 ans Aarbergertor versetzt, um schliesslich 1894 vor dem Historischen Museum ihren endgültigen Standort zu finden[59].

Die lebenden Bären hatten ihr klassizistisches Heim schon früher verlassen, da dieses dem geplanten Bahnhof im Wege stand. 1856–1857 erbaute Werkmeister Friedrich Tschiffeli einen neuen, tonnenförmigen Graben am Ostufer der Aare, auf dem Gelände des einstigen Klösterlifriedhofes bei der Nydeggbrücke – dort, wo nach der Überlieferung die Bärenjagd des Stadtgründers stattgefunden hatte (Abb. 45).

Wie die zwei Schalen einer Waage verbinden

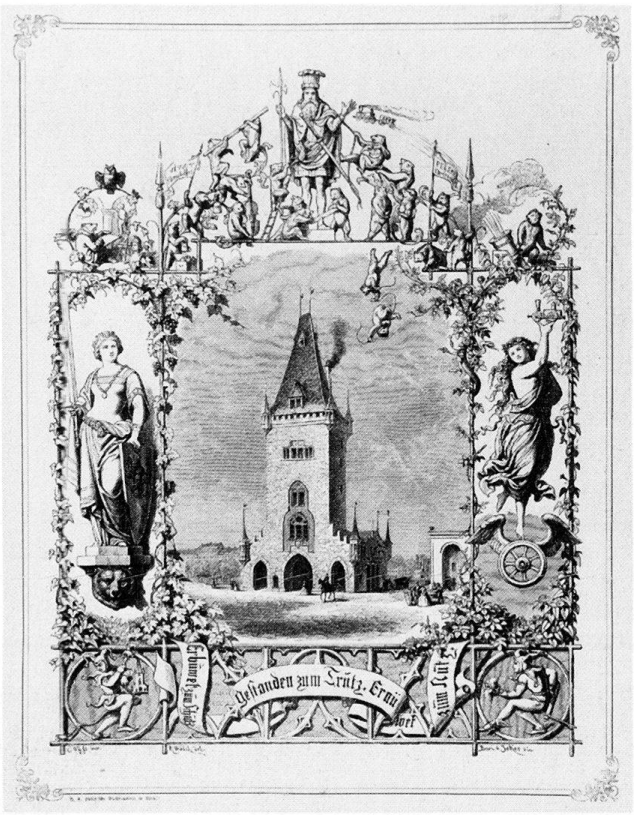


Abb. 47 und 48 Bern. Restaurierungsprojekt für den Christoffelturm von Theodor Zeerleder. Werbeblatt, xylographiert von Albert Walch nach einem Entwurf von Stadtschreiber Ernst Wyss. Bernisches Historisches Museum. – Einweihung des Zähringerdenkmals auf der Münsterplattform, 1847. Vor dem Blendbogen des Sockels der Schöpfer des Monuments, Karl Emanuel von Tscharner vom Lohn. Daguerrotypie von Carl Durheim (Bern). Bernisches Historisches Museum.

sich Bärengraben und Nydeggquartier zu einem musealen Ganzen, das aus dem Zeitfluss herausgenommen scheint. Diese «Verinnerlichung» erlaubt im Gegenzug die raumzeitliche Aufsprengung der Stadt im Westen. Sie aber steht im Zeichen eines neuen Tiersymbols – des stählernen Dampfrosses.

Noch an einem anderen Ort zeigt sich in der städtebaulichen Entwicklung Berns eine veränderte Einstellung zu den Naturkräften. 1820 richtete Phokion Heinrich Clias im Graben der Kleinen Schanze den ersten Turnplatz der Schweiz ein (Abb. 46). Sohn eines Schweizers namens Käslin, der nach Nordamerika ausgewandert war, kehrte Clias 1811 mit griechisch klingendem Namen und turnerischen Kenntnissen ins Vaterland zurück. Eine 1816 in Bern veröffentlichte Schrift über *Anfangsgründe der Gymnastik oder Turnkunst* zeigt, dass ihm eine Verbindung zivilisatorischer Intelligenz mit der Stärke und Behendigkeit alter Völker vorschwebte. Bei den ländlichen Naturmenschen war sie noch vorhanden: die bärenhafte Kraft der Älpler kannte man in Bern von den Unspunnenfesten, vor allem aber von den Ostermontags-«Schwingeten» her, die alljährlich auf der Grossen Schanze stattfanden[60].

Mit dem Schanzenturnplatz schuf Clias einen turnerischen Bärengraben, wo die Körperkraft mit sinnreichen Gerätschaften systematisch gesteigert und das Schwingen auch von Städtern geübt werden konnte. 1824 fand in Bern das erste interkantonale Schwingfest statt. In der Folge lösten die Turn- und Schwingfeste die Ostermontagsschwingfeste allmählich ab.

Ein ähnlicher «Zivilisierungs»-Vorgang lässt sich am Übergang vom Renaissancefigurenbrunnen zum modernen Denkmal ablesen. Für den Pfarrer Karl Howald, der sich als erster eingehend mit den Berner Figurenbrunnen befasste und in ihnen ein unverwechselbares Gut der Stadt erkannte, stellten sie eine bildhafte «Predigt an Vergangenheit und Zukunft unseres Volkes» dar. Er verglich den Wahlsieg, den die konservative Partei 1851 gegen die gottlosen Radikalen errungen hatte, mit dem Kampf Davids gegen Goliath. Dem biblischen Helden hatten die Berner mit dem Figurenbrunnen vor der Heiliggeistkirche ein Denkmal gesetzt, und der radikale «Lügen-Goliath» war gleichsam präfiguriert in der Kolossalstatue am gegenüberstehenden *Christoffelturm* (Abb. 47)[61].

Als die Reformation den gegen das Stadtinnere gerichteten Schutzheiligen der Wanderer und

Abb. 49 und 50 Bern. Erlachdenkmal auf dem Münsterplatz, eingeweiht 1849. Ansicht von Süden, im Hintergrund Mosesbrunnen. Ausrichtung des Reiterdenkmals auf die Münsterfassade. Photographie von Hermann Völlger (Bern). Aus: *Berner Bauten 1895.* – Adrian von Bubenberg. Bronzeguss nach dem Entwurf für ein Bubenbergdenkmal von Karl Stauffer-Bern, 1890. Höhe 55 cm. Kunstmuseum Bern.

Reisenden in eine Wächtgergestalt umformte, nahm die Figur die bedrohlichen Züge eines Goliath an, was auch zur Aufstellung der Davidfigur auf dem Spitalbrunnen geführt haben mochte. Es schien allerdings, als ob der Riese den Sieg davongetragen hätte: die Davidfigur war, obwohl erst 1778 durch einen Jüngling in modischem Schäferkostüm ersetzt, verschwunden; vor der Heiliggeistkirche stand seit 1846 ein neugotischer Brunnen[62]. Howald schlug vor, auf ihm einen bronzenen David aufzustellen, und er gab seiner Hoffnung Ausdruck, dass der hässliche Christoffelturm «sammt dem hölzernen Goliath» verschwinden möge. Zwar kämpfte gerade damals eine Gruppe von Burgern um die Erhaltung des Baudenkmals, aber selbst sie glaubten, die Riesenstatue hinter neugotischem Gitterwerk verbergen oder ganz opfern zu müssen, und die Berner Zeitung forderte 1858 seine Verbannung in die Nachbarschaft des Bärengrabens (Abb. 47)[63]. Howalds Wunsch wurde nicht erhört; der Sinn der Zeit war auf historische, nicht auf biblische Denkmalfiguren gerichtet. Schon 1827 hatte die städtische Baukommission beim Bildhauer Franz Abart Modelle für Brunnenfiguren bestellt, die den Stadtgründer und die Schlachthelden Rudolf von Erlach und Adrian von Bubenberg darstellen sollten. Aber gerade wenn man die «steifen, heraldischen»[64] Figuren der alten Brunnen durch naturalistischere Gestalten ersetzte, wirkten diese auf den schmalen Brunnensäulen unnatürlich. Diesen Zwiespalt hatte man schon im 18. Jahrhundert gespürt und deshalb nur noch figurenlose Brunnen geschaffen[65]. Wenn jetzt ein selbständiges Denkmal ins Auge gefasst wurde, konnte man sich nicht mehr auf die Tradition berufen. Ausser einer 1810 im Botanischen Garten aufgestellten Büste Albrecht von Hallers besass die Stadt der Figurenbrunnen kein einziges Standbild.

Es bedurfte der Initiative von Künstlerseite, um diesen Zirkel zu durchbrechen: Joseph Simon Volmar entschloss sich 1839, ein Erlachdenkmal zu schaffen, Karl Emanuel von Tscharner vom Lohn stellte im folgenden Jahr den Entwurf für ein Stadtgründermonument vor[66]. Das bronzene Denkmal des Herzogs von Zähringen war zuerst vollendet. Obwohl der patrizische Name seines Schöpfers für Tradition bürgte, wollte der Burgerrat für die Errichtung der Statue keinen Platzraum zur Verfügung stellen und schlug das Münster als Aufstellungsort vor. Auch die Aufstellung bei der Nydeggbrücke und auf einer Brunnensäule wurde erwogen. Schliesslich durfte der

Zähringer 1847 auf der *Münsterplattform,* mit dem Rücken zur Seitenfassade der Kirche, Aufstellung nehmen (Abb. 48)[67]. Der Patrizier von Tscharner gab in seiner Plastik den Herzog unkriegerisch-bürgerlich, mit einem Lederwams über dem Kettenpanzer und barhäuptig; der Kesselhelm ist einem kleinen Bären in die Tatzen geraten. Der Liberale Volmar dagegen wählte für die Darstellung des Ritters von Erlach die triumphalste Form des Herrscherbildes, das Reitermonument. Das Rüstzeug für das kühne Unterfangen hatte Volmar während seiner Ausbildung in Paris, im Kontakt mit Théodore Géricault und Horace Vernet, erworben.

«Wie Horace Vernet den Ruhm Napoleons und seiner Armeen durch seine gewaltigen Gemälde verherrlichte und den Nationalstolz der Franzosen hob und kräftigte, so gedachte unser Landsmann die Grossthaten des Schweizervolkes in entsprechenden, allgemein verständlichen Bildern seinen Mitbürgern zur Erbauung und zur Stärkung ihrer Vaterlandsliebe vor Augen zu führen[68].»

Die konservativ Gesinnten spürten sogleich das Grossstädtisch-Unbodenständige einer solchen «monumentalen, nationalen Kunst» und argwöhnten, der «Radikalinski Volmar» wolle mit dem Standbild heimlich den Zentralismus fördern[69]. Nur dank der Unterstützung des liberal gesinnten Patriziers Theodor von Hallwyl konnte das Monument verwirklicht und 1849 auf dem *Münsterplatz* aufgestellt werden (Abb. 49).

Der Reiter nahm damit einen Raum in Beschlag, den die Schöpfer des Mosesbrunnens als Zuschauertribüne für das sakrale Schauspiel der Figuren am Münsterportal respektiert hatten[70]. Für Volmars Krieger wurde dieses zum Triumphbogen eines Festumzugs.

Die Schweiz erhielt mit der Bronzefigur das erste profane Reiterdenkmal seit demjenigen am romanischen Grossmünster in Zürich und das erste freistehende Reiterdenkmal überhaupt[71]. Dieser Ehrentitel und das Aufstellungsdatum machten den Reiter zum geeigneten Herold, um der mittelalterlichen Himmelsburg die Botschaft zu überbringen, dass Bern die Mitte eines modernen Staatsgebildes geworden sei. Für das so herausgeforderte Gotteshaus stiftete der Schöpfer des Zähringerdenkmals, Karl Emanuel von Tscharner, eine Pietà aus weissem Marmor. 1871 wurde sie vor dem Grabepitaph des letzten Schultheissen des alten Bern, Niklaus Friedrich von Steiger, aufgestellt. Als Gegengewicht zum Platz mit seinem triumphierenden Reiter entstand so eine Wallfahrtsgrotte zum Gedenken an das alte Bern, ohne dessen Passion die Metamorphose von der alten zur neuen Eidgenossenschaft nicht möglich gewesen wäre.

Als 1888 mit der Errichtung eines Monumentes bekräftigt werden sollte, dass Bern der geeignete Sitz für ein Landesmuseum sei, erinnerte man sich an den bislang leer ausgegangenen Adrian von Bubenberg. Mit einer barhäuptigen Standfigur knüpfte der Wettbewerbssieger Max Leu an von Tscharners Zähringerdenkmal an (Abb. 24). Eine theatralische Pose, ein hoher Denkmalsockel und ein Viollet-le-Ducs *Le mobilier français au moyen-âge* entnommener Mailänder Prachtsharnisch kamen dem Prunkbedürfnis der Zeit entgegen[72]. Einer Opposition war dies zu wenig; sie rief nach einem Reiterstandbild. Alfred Lanz, Schöpfer des Genfer Reitermals für General Dufour und des Berner Denkmals für den radikalen Politiker Jakob Stämpfli, lehnte sich in seinem Modell eng an Andrea Verocchios Colleonidenkmal in Venedig an und machte so den Berner Ritter zum herrischen Renaissance-Condottiere.

Keinen Preis erhielt der Entwurf des Berner Malers Karl Stauffer (Abb. 50)[73]. Die im Harnisch verpuppte Gestalt dieser Skulptur schlägt den Bogen zurück zur emblemhaften Form des behelmten Bären auf dem Zähringerbrunnen und kündigt damit die Überwindung des historistischen Illusionismus an, den Volmar in Bern eingeführt hatte. Bei seinen bildhauerischen Versuchen wurde Stauffer von Adolf von Hildebrand unterstützt, dem Wiederentdecker tektonisch-reliefhafter Werte in der Skulptur. Sein Gespür für die Grundwerte der Form führte Hildebrand – ebenso wie Ferdinand Hodler – auf die Eindrücke zurück, die er während seiner Berner Kindheit von den kompakten Formen der Altstadt empfangen hatte[74].

2.4 Bern als Hauptstadt der Schweiz: Bundesrathaus und Stadterweiterung

Joseph Simon Volmar betrachtete seine Erlachstatue als Teil einer geplanten Skulpturengalerie grosser Schweizer. Die Idee gehört in den Vorstellungskreis einer vaterländischen Ruhmeshalle. 1841 konnte König Ludwig I. von Bayern nach elfjähriger Bauzeit die «Walhalla» einweihen, ein Nationaldenkmal in der Form eines griechischen Tempels. Architekt war Leo von Klenze, den germanischen Namen hatte schon 1808 der Schaffhauser Historiker Johannes von Müller vorgedacht. 1843 schrieb der Schweizerische Ingenieur- und Architektenverein auf Veranlassung des Winterthurer Geographen Jakob Melchior Ziegler einen Wettbewerb für ein «Schweizerisches Nationalmonument» aus. Des-

Abb. 51 Bern. Bernabrunnen vor dem Bundesrathaus (Bundeshaus-West), errichtet 1858 nach Plänen von Friedrich Studer. Bronzene Bernafigur von Raphael Christen nach Entwurf von Kunstmaler Albert Walch, aufgestellt 1863. Photographie von Adrian Kümmerly, um 1865/1870.

sen Grundriss sollte die Form eines Schweizerkreuzes erhalten. Das überzeugendste Projekt entwarf Johann Georg Müller. Obwohl Mittelalterspezialist, verzichtete er auf den von Ziegler geforderten, durch den Ausbau des Kölner Doms als «national» ausgewiesenen Spitzbogenstil, um griechische Tempelfront mit Pantheonkuppel, Treppenhalle mit Festspielraum, Säulenhof mit Skulpturengalerie, vaterländischen Kultraum mit byzantinischer Zentralkirche zu verbinden[75].

Im Bundespalast, der Bern als Landesmitte kennzeichnet, sind sämtliche Hauptmotive von Müllers Entwurf verwirklicht. Allerdings handelt es sich dabei um die erweiterte, 1902 vollendete Anlage. Das ursprüngliche Bundeshaus von 1852–1857 konnte als Flügelbau verwendet werden, weil hier die Pathosformeln der Nationaldenkmal-Tradition durchwegs vermieden waren. Mangelnde Erfahrung der damaligen Architektengeneration in der Bewältigung architektonischer Grossaufgaben hatte zu dieser Anspruchslosigkeit beigetragen. Entscheidend war aber das Verhältnis der Stadt Bern zu dem baulichen Unternehmen.

Noch vor der Wahl einer Bundeshauptstadt war nämlich festgelegt worden, dass diese die nötigen Räumlichkeiten für die Landesregierung zur Verfügung zu stellen habe. Aber noch aus einem anderen Grund fiel den Stadtbernern die Annahme der Wahl schwer. Die neue Bundesverfassung hatte zwar die Zustimmung der konservativ gesinnten Berner Stadtbevölkerung erhalten, weil sie im Vergleich zur radikalen Kantonsverfassung von 1846 eine Mässigung bedeutete. Anderseits war vorauszusehen, dass die Übernahme des Bundessitzes die Entmachtung von Patriziern und Burgern besiegeln würde. Begonnen hatte sie 1833 mit der vom Kanton erzwungenen Bildung einer Einwohnergemeinde. Da diese aber nicht über die Finanzen verfügte, konnte sie nur eine Verwalterrolle spielen[76].

Die Burgerversammlung entschied sich schliesslich knapp für die Annahme der Wahl, übertrug aber die Verantwortung für den Bau eines Regierungs- und Parlamentsgebäudes der Einwohnergemeinde. Sie leitete damit selbst die Machtübergabe ein, denn die grosse Aufgabe war ohne Zuständigkeit über die finanziellen Mittel nicht zu bewältigen. Schon 1852 wurde die von den Radikalen schon längst angestrebte Güterausscheidung zwischen Burger- und Einwohnergemeinde durchgeführt; jene zog sich auf das – allerdings respektable – Altenteil zurück[77].

So wie einst Adrian von Bubenberg stellte sich der Patrizier Friedrich Ludwig von Effinger trotz erlittener Kränkungen in den Dienst der Stadt, indem er das Amt des Stadtpräsidenten übernahm. In den langen Jahren seines Wirkens wuchs die Einwohnergemeinde in ihre politische Verantwortung hinein[78]. Das Lehrstück war der Bau des Bundesrathauses. Haushälterischer Gesinnung verhasste Massnahmen wie die Aufnahme einer Anleihe und die Erhebung einer Sondersteuer waren unvermeidlich. Es war deshalb nicht nur eine Redensart, wenn in dem 1850 für den Neubau ausgeschriebenen Wettbewerb die Teilnehmer aufgefordert wurden, «unnütze Pracht und übertriebene Dimensionen» zu vermeiden[79].

In das fünfköpfige Preisgericht wurden pragmatisch gesinnte Baufachleute berufen: Robert Roller war der führende Architekt Burgdorfs, das in der Regenerationszeit zur «zweiten Hauptstadt» des Kantons Bern geworden war; Gustav Albert

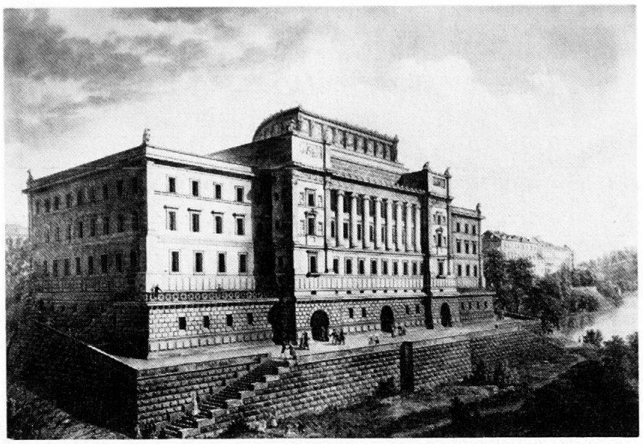


Abb. 52 Bern. Wettbewerbsprojekt von Melchior Berri für ein neues Rathaus in Bern, 1832. Schaubild der Aaretalfront. Kantonale Denkmalpflege Bern.

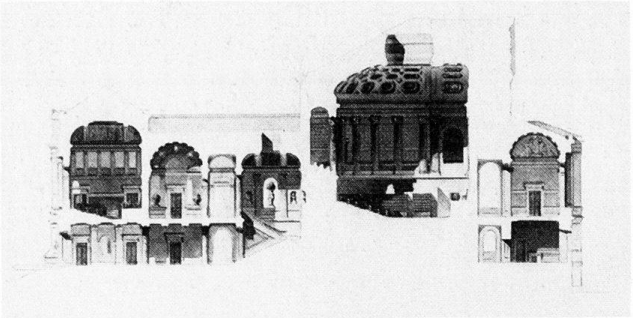


Abb. 53 Bern. Wettbewerbsprojekt für das Bundesrathaus von Johann Carl Dähler, 1850. Längsschnitt. Stadtarchiv Bern.

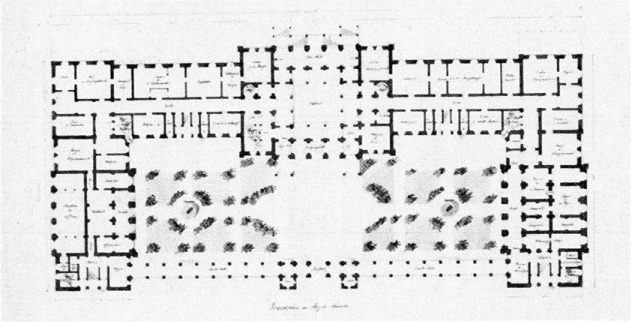


Abb. 54 Bern. Erstprämiertes Wettbewerbsprojekt für das Bundesrathaus von Ferdinand Stadler (Zürich), Grundriss, 1850. Stadtarchiv Bern.

Wegmann hatte in Zürich innerhalb eines Jahrzehnts eine ganze Reihe öffentlicher Grossbauten ausgeführt[80]; der Basler Melchior Berri besass ein Urteilsvermögen, das im Konflikt von klassizistischem Kunstanspruch und spekulativer Baupraxis gereift war. Sein Projekt für ein Berner Rathaus, das im Wettbewerb von 1833 wegen seines monumentalen Anspruchs nur den zweiten Preis erhalten hatte, war unvergessen[81] (Abb. 52).

Die Parlamentsgebäude der ersten Jahrhunderthälfte – geplante wie gebaute – boten wertvolle Anhaltspunkte für die Planung des Bundesrathauses. Beim Umbau der Ursulinenkirche in Luzern zu einem helvetischen «Nationalpalast» hatte David Vogel 1798 einen Halbkreissaal eingerichtet und damit aus der französischen Architektur der Revolutionszeit das antikische Motiv eines Amphitheaters übernommen. Indem der Halbkreis im Äussern sichtbar gemacht wurde, konnte ein Halbzylindermotiv gewonnen werden, das wegen seiner Ausdruckskraft für die Entwerfer kantonaler Rathausbauten unentbehrlich wurde[82]. Beim Rathaus des Bundes galt es aber, zusätzlich zum Parlament Bundesrat und Verwaltung unterzubringen. Nur im Berner Wettbewerb für ein kantonales Rathaus von 1833 war eine vergleichbare Kombination mit Verwaltungszwecken gefordert worden. Berri musste deshalb damals den Halbkreissaal inkorporieren, liess ihn aber als Gebäudekrone aus dem Baukörper hochragen (Abb. 52).

Im Bundeshauswettbewerb von 1850 wurde diese Grundidee vom Berner Baumeister Johann Carl Dähler übernommen (Abb. 53). Sein Plan erzielte den dritten Rang; eine vom Schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein bestellte Sonderjury hielt ihn dagegen für den besten. Allein der Welschschweizer Jean Franel, mit einem zweiten Accessit an vierter Stelle plaziert, behielt die klassizistische Formel des ausbauchenden Halbkreissaales bei. Die an eine französische Präfektur erinnernde Hauptfassade des Projekts konnte allerdings in Bern kaum auf eine günstige Aufnahme hoffen. Der St. Galler Felix Wilhelm Kubly begriff, dass die Halbrundidee schon deshalb geopfert werden musste, weil anders als bisher zwei gleichwertige Parlamentsräume unterzubringen waren. Den Hauptnachteil des klassizistischen Rathausschemas erkannte er aber nicht: wenn sich sämtliche Haupträume des Parlaments in der Mittelachse gruppieren, erhält der Mitteltrakt die Tiefe eines Theaterbaus.

Der Zürcher Architekt Ferdinand Stadler verdiente sich den ersten Preis mit einer einfachen, aber überzeugenden Hufeisenlösung: er teilte den Mitteltrakt dem Bundesrat zu und legte die Ratsäle in die ausgreifenden Flügel der Anlage, die auch vorzüglich zur geringen Tiefe des Bauplatzes an der Kante des Stadtplateaus passte (Abb. 54). Er näherte sich damit einer Disposition, die mit dem Kapitol in Washington zur kanonischen Form des modernen Parlamentsbaus wurde[83].

Schon das palladianische Gebäude des frühen 19. Jahrhunderts war als Dreipolanlage konzipiert, bei der ein pantheonartiger Mitteltrakt die Verbindung zwischen den beiden Kammern und

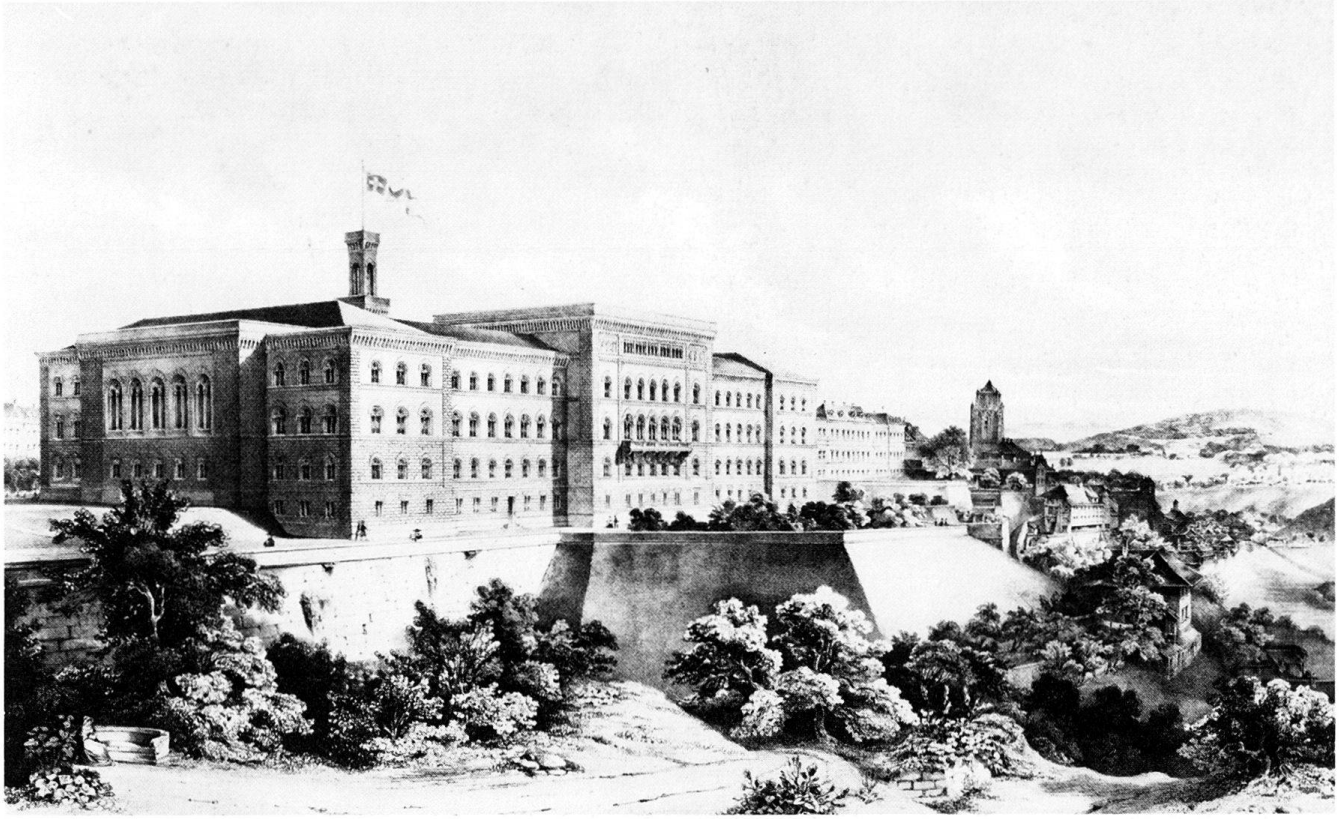


Abb. 55 Bern. Bundesrathaus, erbaut 1852–1857 von Friedrich Studer (Bern). Schaubild von Südwesten, um 1851. Lithographie von Carl Durheim (Bern). Landesbibliothek Bern.

die architektonische Dominante darstellte. Gleichzeitig mit dem Bau des Schweizer Bundesrathauses wurde das Parlamentsgebäude der Vereinigten Staaten durch Flügelbauten und eine neue Kuppel über dem Mittelbau zu monumentalen Ausmassen gesteigert.

Wie ein Entwurf von 1848 für ein Bundesrathaus in Zürich zeigt, spielte aber für Stadler höchstens das Londoner Parlament von Charles Barry eine Rolle als Vorbild[84]. Obwohl das amerikanische Zweikammersystem für das schweizerische wegweisend gewesen war, kannte er das Kapitol von Washington wohl nicht, und so brauchte er sich auch nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, wie man den Bundesratstrakt in der Gebäudemitte mit einer zentralen Kuppelrotunde hätte verbinden sollen. Die sparsamen Preisrichter aber liessen sich gerne davon überzeugen, dass die Hufeisenanlage als solche repräsentativ genug sei und Kuppel samt Säulenportikus überflüssig mache.

Selbst die von Stadler vorgeschlagene Staffelung der Baukörper und das Motiv durchgehender Rundbogen gingen einzelnen Kritikern zu weit: sie zogen einen zurückhaltenden Klassizismus vor, wie ihn zum Beispiel Gottlieb Heblers soeben vollendete Pläne für eine städtische Irren-, Heil- und Pflegeanstalt Waldau (*Bolligenstrasse* Nr. 117) (Abb. 171, 172) zeigten. Durch die Einwände unsicher geworden, lieferte Stadler im zweiten Entwurfsgang ein schwächeres Projekt, gab so den Vorwand, die Planung in die Hände des Berner Baumeisters und Architekten Friedrich Studer zu legen und zeigte damit unfreiwillig, dass bei der weiteren Überarbeitung der Projekte klassizistische Elemente nicht verstärkt, sondern getilgt werden mussten. Studer und die ihn begleitende Baukommission führten die Staffelung wieder ein und gaben dem Bau, entschiedener als Stadler, das Gepräge des in München gepflegten Florentier Rundbogenstils, der in Bern erstmals mit Felix Wilhelm Kublis Rathausprojekt von 1833 aufgetreten war[85].

Mit dem verhältnismässig rasch vollendeten Palazzo hatte die Einwohnergemeinde bewiesen, dass sie die Staatsbautradition des alten Bern würdig weiterzuführen verstand. Ihr zeigte man sich auch dadurch verpflichtet, dass man die künstlerische Ausstattung des Baus als Luxus betrachtete. Für wesentlicher hielt man die Grossheizung der Winterthurer Firma Sulzer, und als schönster Schmuck wurden die Kandelaber der Gasbeleuchtung erachtet[86]. Sie legten davon Zeugnis ab, dass Bern als erste Schweizer Stadt das Gaslicht eingeführt hatte. Die 1843 gegründete, 1860 von der Stadt übernommene Gasfabrik lag zu Füssen des Schweizer Kapitols, wo-

PLAN ZUM NEUEN QUARTIER
beim Bundesrathhause & dem obern Thore
in
BERN.

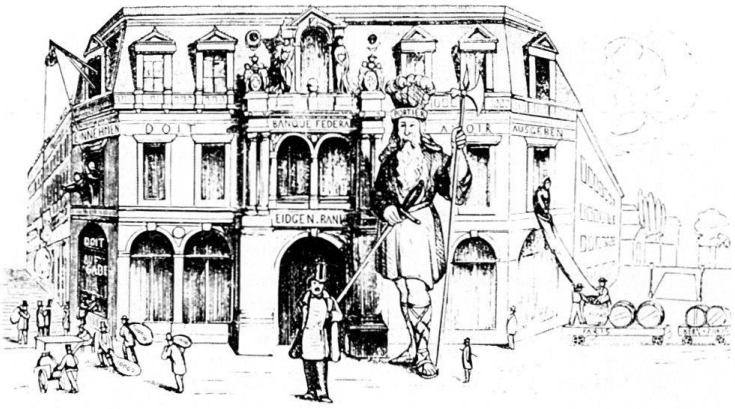
Neuen - Gasse
Bahnhof
Kinderspital
Spital
Schanzen
Marten - Gasse
Spital - Gasse
Zwischen den Thoren
Sommerhaus
Villette
Strasse
Schnauplatz - Gasse
Christoph Gasse
Bundes - Gasse
Stadt Terrain
Gärten
Fahrbahn od. Promenaden Weg
Bundes Rathhaus
Kreuz - Hof
Promenaden

Maassstab 1:1000.

mit schön zum Ausdruck kam, dass dieses sein Licht dem Wirken der russgeschwärzten Arbeiter drunten im Marziliquartier verdankte.
In der Baukommission für das Bundesrathaus war Ludwig Stantz für die künstlerische Ausstattung verantwortlich, ein Arzt, der sich der Heraldik und der Glasmalerei zugewandt hatte. Sein Vorschlag, die Ratsäle mit gemalten Scheiben auszuschmücken, stiess auf den Widerstand des zuständigen Post- und Baudepartements. Dieses forderte eine Ausstattung mit Gemälden. Aber es zeigte sich, dass die Schweizer Künstler für eine solche Aufgabe nicht vorbereitet waren, und so wurde der Bau 1856–1857 von den Gebrüdern Ludwig und August Hövemeyer aus München ausgemalt. Ein umfangreiches ikonographisches Programm Stantz' war auf vier allegorische Gestalten im Nationalratssaal beschränkt worden; im übrigen begnügte man sich mit Ornamentmalereien. Auf Antrag von Zürich stifteten vier Jahre später die Kantone für den benachteiligten Ständeratssaal jene Wappenscheiben, die Stantz von Anfang an geplant hatte[87].
Zwar ist die Entstehung einer eidgenössischen Ikonographie im 16. Jahrhundert eng mit der Gattung der Glasscheibe und dem Brauch des Scheibenstiftens verbunden. Aber für die Entfaltung einer «nationalen, monumentalen» Schaukunst war die altertümliche Scheibe nicht geeignet. Sie musste diese Aufgabe der Malerei überlassen, so wie der Figurenbrunnen dem Freidenkmal hatte weichen müssen. Während des ganzen 19. Jahrhunderts wurde in Bern nicht mehr an die Tradition des Figurenbrunnens angeknüpft – mit einer Ausnahme. Von Anfang an waren sich die Bauherren des Bundesrathauses klar, dass vor ihm ein Figurenbrunnen stehen müsse. Gerade weil er ans alte Bern erinnerte, konnte deutlich gemacht werden, dass die eidgenössischen Behörden bei den Erben des bernischen Grossstaates zu Gast waren. Mit der Aufstellung des Brunnens konnte auch der Herausforderung begegnet werden, die das «liberale» Reiterdenkmal vor dem ehrwürdigen Münster darstellte. 1858 wurde der Brunnen nach Plänen Friedrich Studers verwirklicht. Vier wasserspeiende Schwäne symbolisieren Rhone, Rhein, Reuss und Tessin; die Bekrönung über vier Jahreszeitenfiguren bildet eine erst 1863 aufgestellte Bronzestatue des Bildhauers Raphael Christen. Es handelt sich nicht um eine nationale Gestalt wie den Tyrannenmörder Tell oder die Landesmutter Helvetia[88], sondern um die Stadtgöttin Berna mit den Gesichtszügen der Tochter des Bundesweibels, Hermine Kern (Abb. 51)[89].
Auf einen nationalrätlichen Vorstoss hin erarbeitete 1865 eine bundesrätliche Kommission ein anspruchsvolles Programm für die Ausstattung des Bundesrathauses mit Historien- und Landschaftsgemälden sowie mit Büsten von Bundesräten und grossen Schweizern. Eine durch solche Aufträge aus den Niederungen des Kunstmarkts emporgehobene Kunst könnte, so malten es sich die Experten aus, das Haus zu einem bildlichen Lehrmittel für den Staatsunterricht des Volkes machen. Die Räte hatten für diese hochfliegenden Pläne nur Spott übrig:

«Ein solches Rathaus (würde) eher einer Gemäldesammlung oder Skulpturengalerie oder vielleicht einem Nationalmuseum gleichen ..., errichtet ‹à toutes les gloires de la nation› oder, nach der Inschrift eines anderen ähnlichen Institutes neuester Schöpfung: ‹Meinem Volk zu Ehr und Vorbild›[90].»

So erschien das spartanisch-schmucklose Bundesrathaus als Bollwerk des «Bernergeistes» gegen den grossprecherischen Zeitgeist der Nationaldenkmäler. Andererseits aber stellte es auch eine Art Brückenkopf dar, mit dem die Kantonsregierung die Stadt von innen her aufbrechen und modernisieren konnte. Im gleichen Jahr 1857, als das Bundesrathaus den Behörden übergeben werden konnte, traf die erste Lokomotive der Schweizerischen Centralbahn in Bern ein. Im folgenden Jahr wurde die Bahnlinie vom Norden her in den westlichen Teil der Altstadt, bis dicht vor den mächtigen Christoffelturm, geführt. Zwischen Bahnhof und Bundesrathaus



◁△ Abb. 56 Bern. Vogelschau der Altstadt von Westen. Vorn der 1857–1858 erbaute Personenbahnhof der Centralbahn und der Christoffelturm, rechts das Bundesrathaus und das Hotel Bernerhof. Farblithographie von Charles Fichot (Bern), hg. von Th. Müller (Paris) und Dalp (Bern), um 1858. Burgerbibliothek Bern.

◁ Abb. 57 Bern. *Plan zum neuen Quartier beim Bundesrathhause & dem obern Thore,* 1859 von Friedrich Salvisberg, Friedrich Studer und Johann Carl Dähler. Lithographie von Gottfried Kümmerly. Bernisches Historisches Museum.

▷ Abb. 58 Bern. Gebäude der eidgenössischen Bank, erbaut 1865–1867 von Leopold Blotnitzky. Die 1864 zerstörte Christoffelfigur als Portier neben Bankdirektor Jakob Stämpfli. Holzstich aus der *Illustrirten Wochenzeitung* vom 24. 12. 1864.

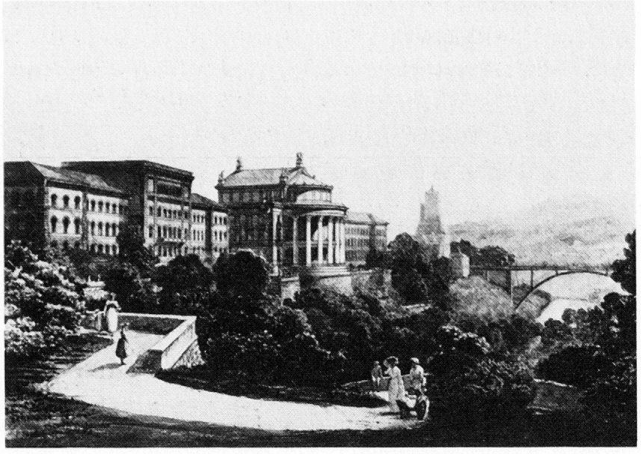


Abb. 59 Wettbewerbsprojekt von Alfred Friedrich Bluntschli (Zürich) für ein Eidgenössisches Parlaments- und Verwaltungsgebäude in Bern, 1885. Ansicht von der Kleinen Schanze. Aquarell von Julius Stadler (Zürich). ETH Zürich, Institut gta, Archiv für Moderne Architektur. Nachlass A. F. Bluntschli.

zeichnete sich eine Achsenbeziehung ab, die die Altstadt buchstäblich auf der Seite liegen liess (Abb. 56).

1856–1858 baute Friedrich Studer westlich anschliessend an das von ihm errichtete Bundesrathaus den mächtigen Kubus des Hotels Bernerhof (*Bundesgasse* Nr. 3). Daraufhin nahm sich eine «Erste Berner Baugesellschaft» unter der Direktion Gottlieb Heblers vor, den beiden Neubauten gegenüber «wohlanschauliche Häuserreihen» zu erstellen. Die Kantonsregierung benützte die Gelegenheit, um die Stadtbehörden in einen Kompetenzenstreit über die Baulinienziehung zu verwickeln. Schützenhilfe holte sie sich mit der Berufung des Zofinger Stadtbaumeisters Friedrich Salvisberg zum Kantonsbaumeister.

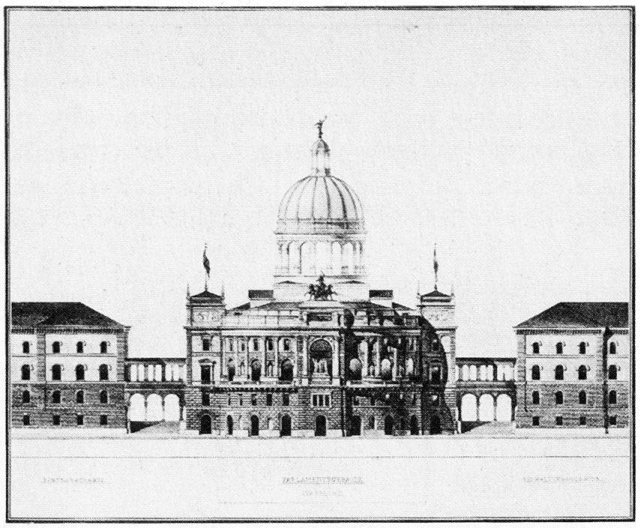


Abb. 60 Wettbewerbsprojekt von Hans Wilhelm Auer (damals in Wien) für die Erweiterung des Bundeshauses. Ansicht des Parlamentsgebäudes von Süden. Zeichnung von M. Vollenweider & Sohn (Bern). Lichtdruck J. Baeckmann (Karlsruhe) in: *Schweizerische Bauzeitung* 5 (1885), bei S. 162.

Zusammen mit Friedrich Studer und Johann Carl Dähler, dem einzigen Berner Preisträger im Wettbewerb für ein Bundesrathaus, veröffentlichte er Ende 1859 einen Quartierplan, in dem Bundesrathaus und Burgerspital als Grundelemente in einem rechtwinkligen Strassennetz dienten[91] (Abb. 57). Um die Erhaltung der Kleinen Schanze einzuhandeln, opferte der Gemeinderat das «schiefwinklige» Alignementsprinzip, mit dem er die Krümmung der einstigen Westmauer als «natürliche» Grundlage der Strassenführung hatte beibehalten wollen[92].

Studer und sein Schwager und Compagnon Horace Edouard Davinet dachten sich 1859 eine Kirchenfeldüberbauung für das 20. Jahrhundert aus, die mit ihrer wunderbaren Rasterordnung die Altstadt in den Schatten stellen sollte (siehe Kap. 2.8.14)[93]. Salvisberg schlug 1861 vor, die Bundesgasse bis ins Herz der Altstadt, zum Münsterplatz, weiterzuführen. Im gleichen Jahr nahm die «Baugesellschaft» ihre Tätigkeit auf. Als Kopfbau der neuen Häuserzeile wurde 1866–1869 nach Plänen des Zürcher Staatsbauinspektors Johann Caspar Wolff der Neurenaissance-Palazzo der Museumsgesellschaft erbaut. Dank einem Legat des Architekten Theodor Zeerleder konnten 1871 auf der Attika acht von Robert Dorer aus Baden geschaffene Statuen berühmter Berner aufgestellt werden (*Bundesplatz* Nr. 8).

Die Skulpturen sollten den Verlust eines historischen Denkmals ausgleichen – des *Christoffelturms*. Für die Anhänger des «rechten Winkels» war er zum Wahrzeichen eines verstockten Zopfturms geworden. Mit Umbauprojekten versuchten seine Verteidiger zu zeigen, dass der Turm den Zeitbedürfnissen angepasst werden könne. Zeerleder schlug 1860 eine Restaurierung in der Art des Turmes von Schloss Oberhofen vor. Als Mitarbeiter von James Colin war er an dessen Restaurierung beteiligt gewesen[94]. Gerne hätte er im Christoffelturm die Burgunderteppiche aufbewahrt gesehen, die der Radikale Jakob Stämpfli einst für den Kanton beansprucht hatte, um mit ihrem Verkauf die Staatskasse zu füllen

1864 trat die Gemeindeversammlung auf das Angebot des Bauunternehmers Dähler ein, das umstrittene Bauwerk zu günstigen Bedingungen zu beseitigen (Abb. 3). Zu den Mitarbeitern Dählers zählten auch Studer und Salvisberg; als der eigentliche Sieger galt aber der führende Politiker der radikalen Partei, Jakob Stämpfli. Ein Jahr zuvor hatte er das Bundesratsamt mit der Stelle eines Direktors der Eidgenössischen Bank vertauscht. Der Turm stand dem Bauplatz des Bankgebäudes unmittelbar gegenüber, das 1865–1867 nach Plänen des Exilpolen und früheren

Kantonsingenieurs von Genf, Leopold Blotnitzky erbaut wurde. Mit einem extravaganten Triumphsäulenmotiv und einem Mansarddach erwies er dem zweiten französischen Kaiserreich, aus dem ein Teil des Bankenkapitals stammte, seine Reverenz (Abb. 58, 87, *Bubenbergplatz* Nr. 3). Mit Berufung auf die «grossen, winkelrechten Strassen und die symmetrischen Stadtanlagen des perikleischen Griechenland» legte Blotnitzky 1869 einen Stadterweiterungsplan für das Schanzengebiet vor[95]. Wie in Salvisbergs zehn Jahre älterem Plan ging es in erster Linie um die Überbauung der Kleinen Schanze. Deren südlichen Teil konnte die Stadt als Promenade erhalten; auf dem übrigen Terrain setzte eine 1872 gegründete «Zweite Berner Baugesellschaft» die Überbauungen ihrer Vorgängergesellschaft westwärts bis zum Hirschengraben fort.

2.5 Der Bund als Bauherr: das Parlamentsgebäude als Nationaldenkmal

Kaum hatte die Burgergemeinde Berns der Einwohnergemeinde die Hauptverantwortung für die Stadt übergeben, sah sich diese schon dem Anspruch der Kantonsregierung gegenüber, bei der Gestaltung «ihrer» Hauptstadt ebenfalls mitzubestimmen. Den Anstoss zur Neuordnung der Regierungsvollmachten hatte der Bau des Bundesrathauses gegeben. Während Stadt- und Kantonsregierung ihre Kräfte massen, begannen die Benutzer des Neubaus, ihrerseits Unzufriedenheit mit ihrer Stellung als Gäste zu bekunden. Nach der Revision der Bundesverfassung von 1874 erschreckte der Bundesrat seine Gastgeber mit der Forderung, Arbeitsräume für die zahlreichen neugeschaffenen Bundesämter zu besorgen[96]. Die Einwohnergemeinde musste erkennen, dass sie der neuen Aufgabe nicht gewachsen war. 1876 verzichtete sie auf den Besitz des Bundeshauses und überliess es der Bundesregierung, die nötigen Neu- und Erweiterungsbauten auszuführen. Die Bundesverwaltung erstarkte an dieser Aufgabe auf ähnliche Weise wie einst die Berner Einwohnergemeinde am Bau des Bundesrathauses, dies nicht zuletzt dank der Tätigkeit eines Berners. Als Jakob Stämpflis Nachfolger gelangte der aus dem Emmental stammende ehemalige Pfarrer Karl Schenk in den Bundesrat, welchem er während 32 Jahren angehörte. Als Vorsteher des Departements des Innern war er für den Erweiterungsbau des Bundeshauses verantwortlich, der 1888–1892 anstelle des Inselspitals errichtet wurde[97].

Im Jahr des Baubeginns wurde aus dem 1871 eingerichteten eidgenössischen Oberbauinspektorat eine Direktion der eidgenössischen Bauten ausgeschieden, die für Planung, Bau und Unterhalt von Bundesbauten verantwortlich war. Als Direktor wurde Arnold Flückiger berufen. Er war am Eisenbahnbau in Württemberg und an der Aarekorrektion tätig gewesen und 1872 in die Bauabteilung des eidgenössischen Departements des Innern eingetreten. Nach zwei Jahren war er zum Adjunkten des eidgenössischen Oberbauinspektors Adolf von Salis befördert worden. Während Flückigers einunddreissigjähriger Amtszeit als Baudirektor entstanden ausser den Neubauten der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich fünfundzwanzig Postgebäude, gegen zwanzig Zeughäuser, zwei Zoll-

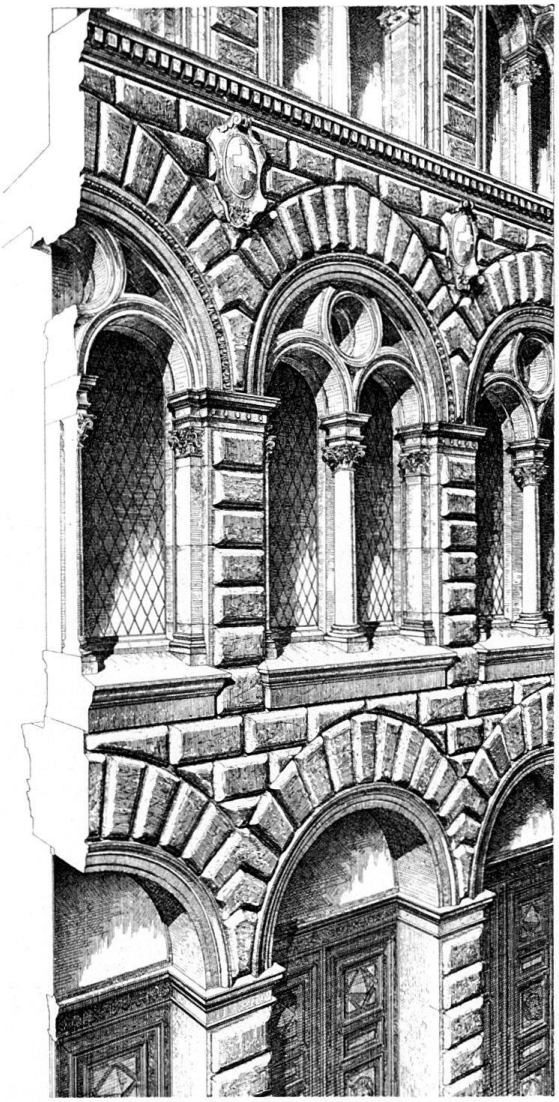


Abb. 61 Bern. Bundeshaus-Ost, erbaut 1888–1892 anstelle des Inselspitals. Fensterpartie vom nördlichen Mittelbau, nach einer Zeichnung von Hans Wilhelm Auer, 1889. «Bundesrenaissance»: Korrektur des Münchner Rundbogenstils im Sinne der Semperschen «Stil»-Prinzipien der Steinbearbeitung. Aus: *Schweizerische Bauzeitung* 14 (1889), bei S. 112.

direktions- und zahlreiche Zollgebäude längs der Landesgrenze. Bei seinem Rücktritt 1919 überwachte das Amt einen Bestand von 1674 versicherten Gebäuden, von denen die meisten unter seiner Aufsicht erstellt worden waren[98]. In Bern entstand eine ganze Reihe repräsentativer Bundesbauten: 1890–1892 das eidgenössische Telegraphengebäude von Otto Dorer und Adolf Füchslin (*Speichergasse* Nr. 6), 1896–1899 das Bundesarchiv (anfänglich mit Landesbibliothek) von Theodor Gohl (*Archivstrasse* Nr. 24), 1901–1905 das eidgenössische Postgebäude von Eugène Jost und Ernst Baumgart (*Bollwerk* Nr. 25), 1902–1904 das Gebäude der eidgenössischen Landestopographie (*Hallwylstrasse* Nr. 4), 1903–1906 das der eidgenössischen Münzstätte (*Bernastrasse* Nr. 28), beide von Theodor Gohl, 1903–1904 der Sitz der eidgenössischen Alkoholverwaltung von Paul Lindt und Ernst Hünerwadel (*Längass-Strasse* Nr. 31).

Den Auftakt zu dieser gewaltigen Bautätigkeit bildete der Bau des Bundeshauses Ost, den Höhepunkt der des Parlamentsgebäudes in den Jahren 1894–1902. An der Planungsgeschichte der beiden Bauten lässt sich verfolgen, wie die Bundesverwaltung zu einer ihrer Macht bewussten Körperschaft heranwuchs. 1876 schrieb der Bund einen Wettbewerb für einen Erweiterungsbau des Bundeshauses aus. Er sollte auf einem von der Stadt überlassenen Grundstück errichtet werden, das vom bestehenden Bau durch das Hotel Bernerhof getrennt war. Das Vorhaben wurde aufgegeben, der Bundesrat schlug Kauf und Umbau des Inselspitals vor. Diese Liegenschaft war vom Bundeshaus nur durch das klassizistische Casinogebäude getrennt. Der Nationalrat verlangte anstelle eines Umbaus einen Neubau, und dies wiederum «weckte den Gedanken», zwischen dem bestehenden und dem geplanten Neubau, anstelle des Casinos, ein Parlamentsgebäude zu errichten[99]. Als der Bundesrat 1885 aus eigener Initiative einen Wettbewerb für den Erweiterungsbau ausschrieb, schloss er den Parlamentsbau gleich mit ins Bauprogramm ein – bloss, um seiner späteren Realisierung keine ungünstigen Vorbedingungen zu schaffen.

Im Preisgericht für den Wettbewerb von 1876 war Bern durch den Baumeister Emil Probst und den Kantonsbaumeister Friedrich Salvisberg vertreten, in jenem von 1885 durch den Berner Architekten Albert Jahn und den Adjunkten des eidgenössischen Oberbauinspektors, Arnold Flückiger. Entscheidend war das Urteil der Architekten. Drei von sechs waren Schüler Gottfried Sempers, der 1855–1871 die Bauschule am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich geleitet hatte[100]. Die Preisgewinner waren mehrheitlich Schüler Sempers. Den ersten Preis erhielt sein Nachfolger in Zürich, Alfred Friedrich Bluntschli. Der Gewinner des zweiten Preises, Hans Wilhelm Auer, hatte zwar ebenfalls in Zürich studiert, dann aber seine weitere Ausbildung bei Theophil von Hansen in Wien erhalten[101].

Der Einbezug des Parlamentsgebäudes in die Planung der Bundeshaus-Erweiterung bot vorerst Gelegenheit, die Idee einer monumentalen Gesamtanlage zu propagieren, dann den Vorwand, den Entscheid des Preisgerichts zu umgehen. 1887 gab die Bundesversammlung den Auftrag zur Ausführung des Erweiterungstraktes auf der Inselliegenschaft an Hans Wilhelm Auer. Der Gewinner des ersten Preises, Bluntschli, wurde mit der Begründung übergangen, dass der Wettbewerb sich in erster Linie auf den zukünftigen Parlamentsbau bezogen habe. Tatsächlich war es ja vorerst nur um die Festlegung der Gesamtdisposition gegangen, und so wurden Bluntschli und Auer 1891 zu einem zweiten, nur das Parlamentsgebäude betreffenden Wettbewerb eingeladen. Arnold Flückiger, jetzt Direktor der eidgenössischen Bauten, war im Preisgericht von Politikern und Beamten umgeben. Freischaffende Architekten waren in der Minderzahl, nur noch zwei Experten waren Semperschüler. Da die Entscheidung zwischen den beiden Projekten unentschieden ausfiel, blieb es dem Bundesrat jetzt unbenommen, Auer auch für den Bau des Parlamentsgebäudes zu berufen. Von 1894 an wurde es erbaut. Für den Bundesrat, der im Altbau bleiben musste, wurde darin zum Ausgleich ein Audienzsaal im Stil des Sonnenkönigs Louis XIV eingerichtet.

Der Bund erwies sich in der Planung des neuen Bundeshauses als zielbewusster Bauherr – vor allem in der ausgeprägten Bevorzugung der Auerschen Projekte. Woran lag es, dass sie besser gefielen als jene von Bluntschli? Die Aufgabe stellte sich 1885 anders als beim Wettbewerb von 1850. Damals hatte die dezentralisierte Anordnung der Ratsäle aus der Sackgasse geführt, in die die Verpflichtung auf den klassizistischen Rathausbau – Anlage des Parlamentssaales in der Mittelachse – geführt hatte.

Das Motiv des ausbauchenden Amphitheatersaales war damit unhaltbar geworden; inzwischen war es selbst bei Einkammeranlagen wie bei Paul Wallots Berliner Reichstag verschwunden. Dass man mit diesem Verzicht ein neues Motiv hätte einhandeln können, wurde erst durch die 1865 abgeschlossene Erweiterung des Kapitols in Washington deutlich: sein Herzstück bildete eine Zentralhalle mit einer riesigen Kup-

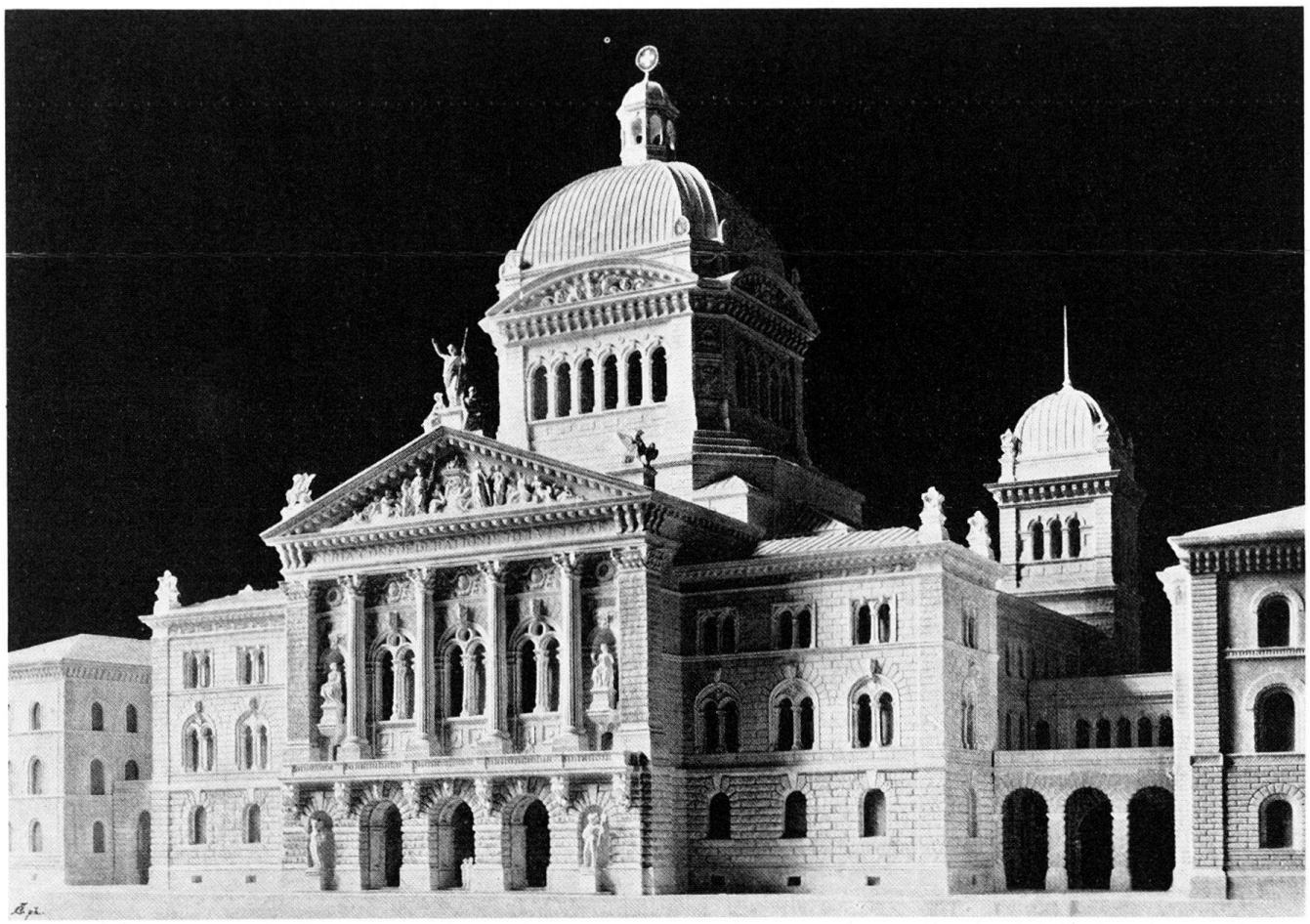
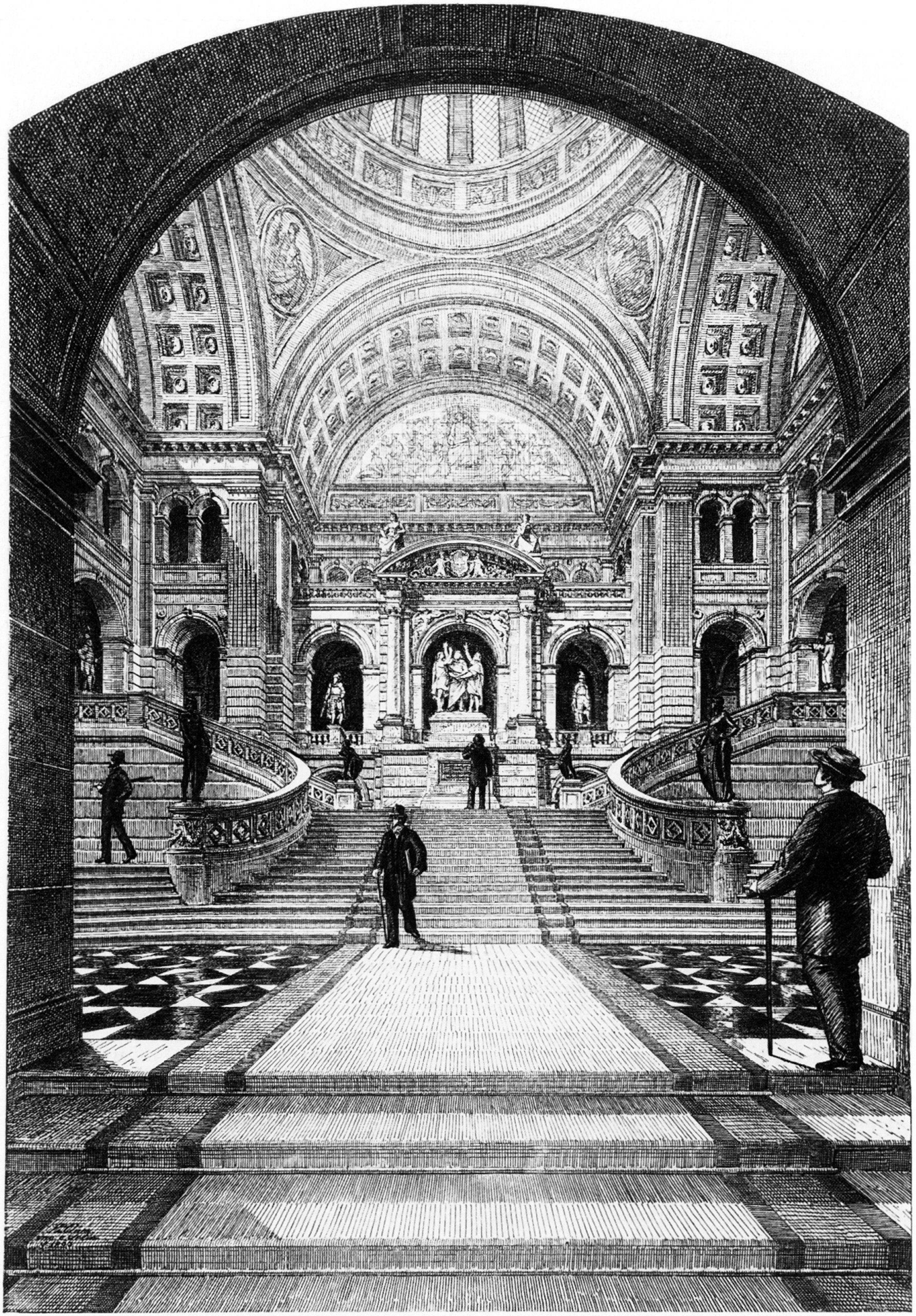


Abb. 62 Gipsmodell des 1894–1902 erbauten Eidgenössischen Parlamentsgebäudes in Bern, angefertigt von Anselmo Laurenti, ausgestellt 1895 an der Jahresversammlung des SIA und 1896 an der Landesausstellung in Genf. Stadtseitige Front mit Ständerattrakt. Aus: Heinrich Türler, *Bern. Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart,* Bern 1896.

pel[102]. 1885 standen neben dem amerikanischen Bau zwei europäische Fassungen des gleichen Grundgedankens als Vorbilder zur Verfügung: das Reichsratshaus in Wien von Theophil Hansen und jenes in Budapest von Emerich Steindl, wobei beim ersten die Kuppel durch einen Tempel, beim zweiten die klassische durch gotische Formengrammatik ersetzt worden war[103].

Aber paradoxerweise bedeutete jetzt in Bern gerade der Kapitoltypus eine Sackgasse. Da mit dem alten Bundeshaus ein seitlicher Bautrakt bereits gegeben war, drängte sich eine axiale Anordnung der Parlamentssäle auf, wollte man nicht einen von ihnen in den bestehenden Bau hineinzwängen[104]. Drei der fünf Preisgewinner ergriffen die Gelegenheit, um die Form des ausbauchenden Amphitheatersaales wieder einzuführen. Die Semperschüler Bluntschli und Auer taten dies um so lieber, als sie damit dem Meister ihre Reverenz erweisen konnten. Die Form hatte in seinem Werk den Rang eines Leitmotivs – allerdings nicht im Parlaments-, sondern im Theaterbau. Bluntschli gestaltete in seinem Bundeshausprojekt die aareseitige Front mit dem Nationalratsaal als Teil eines Rundtempels mit Kolossalsäulenordnung (Abb. 59). Er beeindruckte die Fachleute mit der Entschlossenheit, mit der er diesem Motiv und der Mittelachsendisposition das Kapitolschema opferte: Kuppel und Ruhmeshalle fielen ebenso weg wie die schlossartige Symmetrie der Flügelbauten.

Anders Auer. Äusserlich knüpfte er zwar enger an Semper an als Bluntschli, zeigte aber gerade dadurch, dass er dessen Skrupel in der Verknüpfung von Baumotiven nicht kannte. Für den Nationalratstrakt über dem Aarehang zitierte er Sempers zweites Dresdener Hoftheater mit seiner Kaiserloge. Die Eckpylonen erinnern an Paul Wallots Berliner Reichstagsgebäude (Abb. 60). In Gedanken an Sempers Winterthurer Stadthaus war der Mittelrisalit der stadtseitigen Fassade, der wie bei Bluntschli den Ständeratssaal enthielt, deutlicher als bei jenem als römische Curia ausgebildet (Abb. 62). Unbekümmert um die Spannungen zwischen der Semperschen Neurenaissance und dem Rundbogenstil des Altbaus, kopierte Auer diesen für den neuen Ostflügel. So gewann er eine streng symmetrische



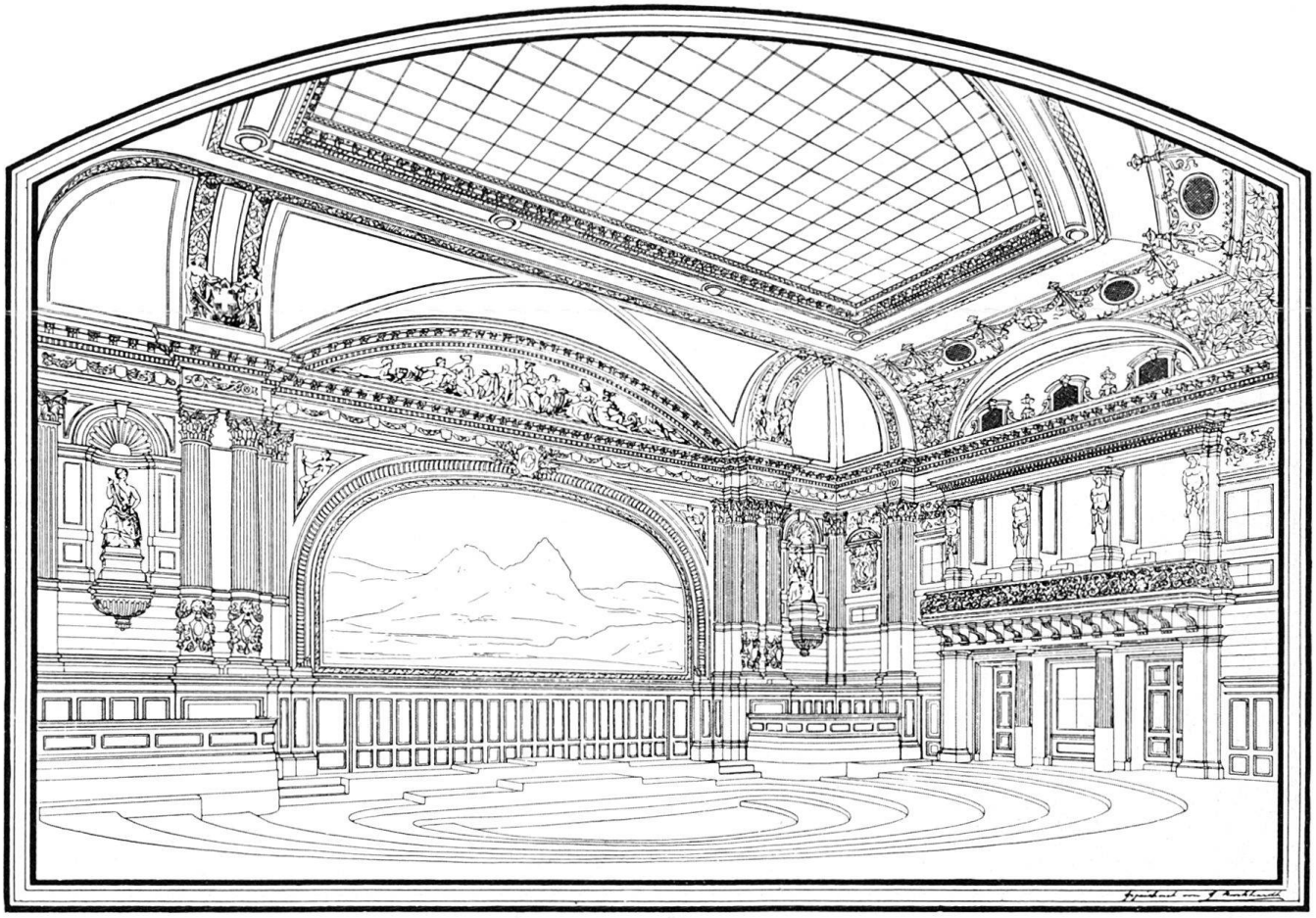


Abb. 64 Bern. Eidgenössisches Parlamentsgebäude, Sitzungssaal des Nationalrates mit dem von Auer vorgesehenen «Bühnengemälde»: Mythen und Flecken Schwyz (ohne Rütli). Zeichnung von J. Burckhardt, aus der Einweihungsfestschrift *Das neue Schweizerische Bundeshaus in Bern*, 1902, S. 69.

◁ Abb. 63 Bern. Eidgenössisches Parlamentsgebäude. Kuppelhalle mit Freitreppe und der geplanten Rütligruppe. Plandruck nach Zeichnung von Hans Wilhelm Auer 1897. Eidg. Archiv für Denkmalpflege Bern.

Baugruppe von gewaltiger Ausdehnung, die nach einem kräftigen Vertikalakzent in der Mitte rief. Auer setzte deshalb auf den Parlamentsbau eine mächtige Tambourkuppel (Abb. 60).

Wohl befand sich die Kuppel wie beim Kapitol zwischen den beiden Kammern, aber da bei Auer die Räume axial hintereinandergeschaltet waren, musste der Kuppelraum die Aufgabe eines zentralen Erschliessungsschachtes übernehmen. Einhellig empfand die Kritik eine Kuppel über einem «Vestibülraum» als eine «Ungeheuerlichkeit»[105]. Der Entscheid, Auer die Ausführung des Ostflügels (Abb. 61) zu übertragen, beinhaltete ein Bekenntnis zum kritisierten Kuppelprojekt. Bluntschli musste erkennen, dass sich seine künstlerische Zurückhaltung nicht ausbezahlt hatte. 1891 zu einem zweiten Wettbewerb eingeladen, trumpfte er jetzt mit einem moscheeartigen Kuppelbau auf, der an den Pariser Trocadéro von Gabriel Davioud und Jules Désiré Bourdais erinnerte. Dagegen wirkte nun Auers Projekt geradezu ernst und gemässigt.

Dank einer Kritik war Auer klar geworden: statt die Kuppel dem Treppenhaus zu opfern, musste man diesem den «Vestibülcharakter» nehmen[106]. Er dehnte den Kuppelraum zu einem griechischen Kreuz aus und gab damit der Treppe so viel Raum, dass das Treppensteigen einen zeremoniellen Charakter bekommen konnte. Nach dem Vorbild der Prunktreppe in Charles Garniers Pariser Operhaus gestaltete Auer die Treppe als frei im Raum stehendes, brückenartiges Gebilde. Die architektonische Inszenierung weist den Volksvertretern die Rolle von Priestern zu, die mit der parlamentarischen Handlung die Nation immer neu zu stiften haben. Die Treppenrampe trägt auf ihrem Mittelpodest den Hochaltar – eine Aedikula mit der Skulptur der drei schwörenden Eidgenossen (Abb. 63).

Wir befinden uns aber erst in der Vierung der Bundeskathedrale; der kultischen Transfiguration des Bundesschwurs ist der dahinterliegende «Hochchor», der Nationalratssaal, vorbehalten. Der Zugang erfolgt über einen «Chorumgang»; aus den Fenstern dieser Wandelhalle schweift der Blick über das Berner Mittelland auf die weissen Alpengipfel. Um ins Amphitheater des Ratssaales einzutreten, muss der Parlamentarier

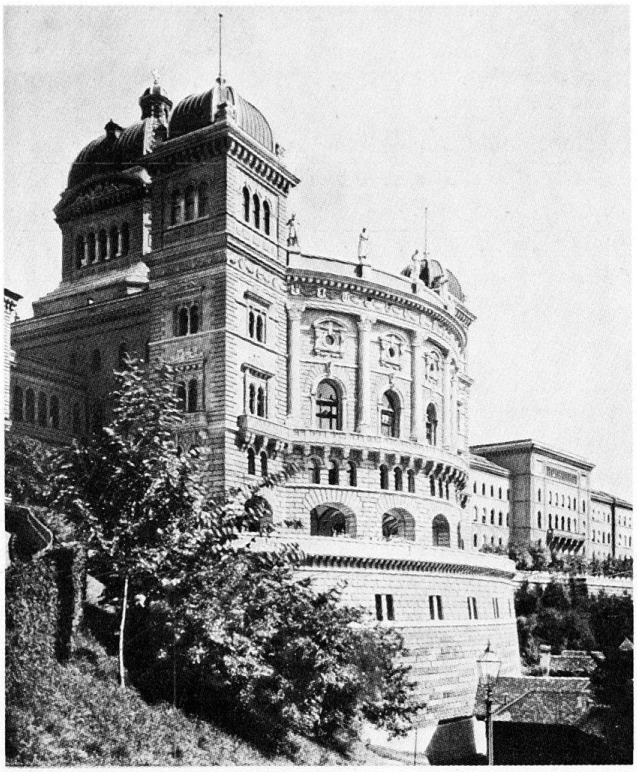


Abb. 65 Bern. Eidgenössisches Parlamentsgebäude, Ansicht der talseitigen Front von Südwesten. Photographie aus der Einweihungsfestschrift (wie Abb. 64), S. 13.

dieser Aussenwelt den Rücken kehren; dafür sieht er jetzt die gemalte Landschaft von Schwyz mit den Felszwillingen der Mythen vor sich – und er erkennt, dass er sich auf dem diesseits des Sees gelegenen Rütli, in der Wiege der schweizerischen Eidgenossenschaft, befindet[107] (Abb. 64). Der Redner auf der Tribüne aktualisiert den Schwur jener drei Ureidgenossen, die auf der anderen Seite der Chorwand in Stein gehauen stehen.

Diese Dramaturgie hat Auer in langwieriger Planungsarbeit so zu klären gewusst, dass sie die pompöse «Bundeshausoper» vor dem Zerfliessen zu bewahren vermochte[108]. Die Probe darauf war, dass die Eigenmächtigkeit einzelner Künstler das Konzept nicht zu zerstören vermochte[109] und dass es gelang, auch «schwierige», aber unerlässliche Gestalten einzufügen. Die wegen ihrer zentralistischen Bedeutung oft als Zumutung empfundene Helvetia[110] bekrönte in einem Zwischenentwurf einen Brunnen auf dem Bundesplatz, ging dann aber in der allegorischen Gestalt der «politischen Unabhängigkeit» auf, die auf den Giebel der Stadtfassade zu stehen kam. Der aufrührerische Tell, den man in Lausanne vor den Palast des Bundesgerichts gestellt hatte, sitzt im Bundeshaus in einer Nische des Nationalratssaales, eingeschüchtert vom Prunk, den seine Söhne entfalten.

Tatsächlich steht das Auersche Gesamtkunstwerk in scharfem Gegensatz zum bilderfeindlichen Bau der Jahrhundertmitte. Damals war sogar gemalter Marmor als ungehöriger Luxus empfunden worden, jetzt nahm man darauf Bedacht, sämtliche Steinvorkommen der Schweiz vorzuzeigen. Der 1902 eingeweihte Palast übertraf die Nationaldenkmalutopien Johann Georg Müllers von 1844 bei weitem. Man rechtfertigte sich damit, dass auch «die Altvordern... nicht lang auf dem Rütli oder unter dem Ahornbaum von Truns» getagt und die Stände sich ihre Rathäuser erbaut hätten, «die sie mit Pracht und Schmuck versahen»[111]. Den Kritikern hielt man entgegen:

«Ist das ein Luxus, wenn der Staat so viele seiner Angehörigen direkt beschäftigt, um ein Bauwerk zu erstellen, dessen frühere oder spätere Notwendigkeit von Allen anerkannt ... wird? Ist das ein Luxus, wenn die Mutter einer wohlgeordneten Haushaltung aus ihren Ersparnissen zahlreichen Kindern kleine Beiträge für geleistete Arbeiten – nicht Bargeschenke – ausfolgt, für Arbeiten, die dem eigenen Haushalt, dem Komfort ihrer tüchtigsten Kinder, die zuweilen zu ernster Beratung bei ihr zusammentreten, wieder zu gute kommen[112]?»

Kurz nach der Jahrhundertwende stand der Aufrichtebaum auf der Spitze der Laterne, und in der folgenden Silvesternacht sah die auf den Strassen feiernde Bevölkerung Berns, wie aus den zweiundzwanzig Fenstern der Bundeshauskuppel, anstelle eines Hochwachtfeuers, «das weisse Licht (von) Bogenlampen ... ins weite dunkle Land strahlte, sichtbar vom Jura bis zu den Alpen»[113].

Das gewaltige Bauwerk drohte die kantonalen und städtischen Monumente Berns in den Schatten zu stellen. 1900–1903 liess der Kanton nach Plänen von Albert Hodler und Eduard Joos ein neues Universitätsgebäude (*Hochschulstrasse* Nr. 4) errichten. Mit dem überkuppelten Mittelrisalit und den leicht abgewinkelten Flügeln nimmt es auf die Gestalt der Bundeshausanlage Bezug und zeigt damit an, dass es als Gegengewicht zu ihm gedacht war. Flankiert vom schlossartigen Verwaltungsgebäude der Berner Jura-Bahn (nachmals Jura–Simplon-Bahn, *Hochschulstrasse* Nr. 6) und vom Observatorium, beide 1876–1877 erbaut, beherrscht es die Terrasse der *Grossen Schanze* oberhalb des Schienenflusses der Eisenbahn. In einer Attika-Aedikula – «dort, wo bei der Schwarzwälderuhr der schwarze Kuckuck herausspringt»[114] – thront eine weisse Frauenfigur von Alfred Lanz, eine Allegorie der Wissenschaft; und in der Grünanlage vor dem Bau wurde 1908 ein von Hugo Siegwart geschaffenes Denkmal des grossen Gelehrten des alten Bern, Albrecht von Haller, aufgestellt (Abb. 12).

Die Selbstverherrlichung der Bundesbehörden im Bild einer füllhornausschüttenden Landesmutter[115] rief in Bern das barocke Kornhaus in Erinnerung, Symbol für den Reichtum und die landesväterliche Weitsicht des altbernischen Staates. In den Jahren 1897–1898 wurde der populäre Kornhauskeller (Abb. 66, *Kornhausplatz* Nr. 18) zu einem Berner Untergrundheiligtum ausstaffiert: Auf den grossprecherischen Bundespalast reagierte man mit «Verinnerlichung», ähnlich wie damals, als dem Reiterdenkmal auf dem Münsterplatz die Steigergrotte im Münsterinnern entgegengesetzt worden war. An die Stelle der renaissancistischen Allegorik des Bundeshauses trat eine Welt der Sage und des Märchens in der Nachfolge Ludwig Richters: Jean Auguste Dominique Ingres' Quellnymphe wird in den Kornhauskellerfresken zum Guggisberger Trachtemeitschi[116].

Durch den Einbau einer Balkongalerie zwischen den Pfeilern entstanden hochgelegene Laubengänge, von denen aus man die mächtige Treppenrampe und die Prozession der Tische betrachten kann. Anstelle des Altars steht hier nicht die Rütligruppe, sondern das berühmte grosse Fass. Die Monstranz ist eine Uhr, der bekrönende Baldachin eine Tribüne für die Kapelle. Wie die Musikanten kostümiert sein sollten, zeigen die gemalten Figuren in den Gewölbekappen: sie sind in «die deutsche Männertracht aus Niklaus Manuels Zeit» gekleidet[117]. Sie tragen die Gesichtszüge zeitgenössischer Berner Künstler; im Dudelsackbläser hat sich der Schöpfer der Fresken selbst porträtiert: Rudolf Münger, Zeichnungslehrer, Dekorationsmaler und Illustrator der Volksliedsammlung *Im Röseligarte*[118]. Die Bierkeller-Spätromantik mit der Kunstgewerbebewegung verknüpfend, leitete er zur Heimatstilbewegung über, so wie der Neubarock des Jahrhundertendes die Wiederentdekkung des regionalen Berner Barocks vorbereitete. Mit ihm traten die Berner Architekten den Kampf an gegen die Diktatur der «Bundesrenaissance».

Abb. 66 Bern, Kornhauskeller nach der Umgestaltung von 1897–1898. Dekorationsmalereien von Rudolf Münger mit volkstümlichen Motiven. Zeichnung von Philipp Ritter im *Kornhauskeller-Büchlein*, Bern 1899, S. 10.

In der Stadt, wo der Barock verwandelte Gotik ist, verwundert es nicht, dass das Laboratorium für diese Stilmetamorphose die wiedererweckte Münsterbauhütte war. Sie sah ihre Aufgabe in der Vollendung des Münsterturms. Wenn die Figurendenkmäler der 1840er Jahre die Übernahme der Zentrumsfunktion vorbereiteten, so sollte jetzt mit diesem architektonischen Denkmal bezeugt werden, dass die Stadt Bern nicht in der Bundesstadt aufgegangen war. Und wie damals entsprachen der betonteren Auszeichnung des Zentrums Anstrengungen, die Stadt mit Brückenbauten weiter zu öffnen.

2.6 Zurück zum alten Bern: Brückenbau und Münsterturm

1841 veröffentlichte der englische Architekt Augustus Welby Pugin sein Werk *Gegensätze; oder ein Vergleich zwischen den edlen Bauwerken des 14. und 15. Jahrhunderts und ähnlichen Gebäuden von Heutzutage*[119]. Die Gegenüberstellung sollte den von der industriellen Revolution verursachten «gegenwärtigen Zerfall des Geschmacks» anprangern und als Vorbild die heile Welt der spätmittelalterlichen Gemeinschaft empfehlen, in der Kunst und Technik noch nicht getrennt waren.

1880 stellte der Berner Architekt Eduard von Rodt auf dem Titelblatt einer Sammelmappe *Das alte Bern*[120] (Abb. 67) einen ähnlichen «Contrast» dar. An einem aus Hellebarden gebildeten, mit den Bildstöcken des Läufer- und des Ryfflibrunnens bestückten Triumphbogen hängt eine Tafel mit der Stadtvedute Wilhelm Stettlers von 1682; von ihr nur mangelhaft verdeckt, wird im Hintergrund ein Teil einer ande-

ren Stadt sichtbar: «Bern Anno 1950, Gasse B, Quadrat 27, laut durchgeführtem Baureglement § 289 Anhang» – das Schreckbild einer kirchenlosen Zukunftsstadt mit fabrikartigen Mietkasernen auf eisernen «pilotis». Schon kurz nach dem Untergang des alten Bern hatte der Münsterdekan David Müslin *Bern wie es war – ist – und seyn wird* verglichen und befürchtet, dass im religionslosen Bern der Zukunft der einzige Trost das Grab sei. Allerdings prophezeite er damals den raschen Niedergang der «einst so blühenden Hauptstadt» zu einer verödeten Landschaft, erkennbar höchstens noch an den unverwechselbaren Arkadengängen[121].

Rodt fürchtete nicht den Rückfall ins Dörfliche, sondern im Gegenteil dessen Austreibung unter dem Diktat des «rechten Winkels» und des Profits. Pugins geistiger Schüler, John Ruskin, hatte Bern schon 1858 als so «verdorben» erachtet, dass es keiner Beachtung wert sei[122]. Den Kronzeugen für die Rücksichtslosigkeit der Bauspekulanten, den 1865 abgebrochenen Christoffelturm, stellte Rodt in seinem Mappenwerk wenigstens bildlich wieder her. Die Vorkämpfer für die Neugestaltung des westlichen Teils der Altstadt, der der Turm zum Opfer gefallen war, hatten ihr Interesse inzwischen dem Kirchenfeld (Abb. 68) zugewandt; seit 1860 plante man seine Überbauung. Während Gottlieb Hebler 1872 für das zwei Jahre zuvor gegründete Kirchenfeldkommitee einen bescheiden dimensionierten Schachbrettplan zeichnete, entwarf Albert Jahn 1876 in Zusammenarbeit mit Gaston Anselmier einen Strassenraster mit riesigen, durchnumerierten Baublöcken. Ein vorhergehendes Projekt von Anselmier und Albert Lauterburg war selbst den Befürwortern einer grossstädtischen Planung zu weit gegangen[123]. Alle diese Planer wurden von «unerwarteten, fremden Unterhändlern, eigentlichen internationalen Spekulanten in modernen Stadtgründungen»[124] aus dem Felde geschlagen: eine Gruppe englischer Kapitalisten unter der Ägide Philipp Vanderbyls übernahm die Erschliessung des neuen Stadtteils auf dem Kirchenfeld. Ihr Vertrauensarchitekt war Horace Edouard Davinet, der schon 1859 mit Friedrich Studer ein utopisch-grossstädtisches Kirchenfeldquartier skizziert hatte. «9% Zins» schrieb Rodt auf ein Gebäude seiner Massenstadt. Wo sich Kapitalisten tummelten, konnte man auch einen «Socialistenclub» erwarten. Die «Fütterung» der Massen erfolgt auf Gemeindekosten, Heizung und Heirat sind gleichermassen bürokratisiert (vgl. Kap. 2.8.14).

Die Erschliessung des Kirchenfeldes begann 1881–1883 mit dem Bau der *Kirchenfeldbrücke*

Abb. 67 Vorlage zum Titelblatt der Sammelmappe *Das alte Bern*. Federzeichnung von Eduard von Rodt, 1880. Bernisches Historisches Museum.

über das Tal der Aare. Statt des teuern Hausteins wählte die auf Profit bedachte «Berne Land Company Ltd» das preisgünstigere Eisen[125]. Zement wurde ausgeschlossen, wohl weil er noch zu wenig erprobt war. Rodts Satire von 1880 mag zwar aus Anlass des Kirchenfeldunternehmens entstanden sein, aber sie richtete sich nicht gegen Stadterweiterung und Brückenbau als solche – sie erschienen Rodt im Gegenteil als «zwanzig Jahre verspätet[126]. Das Fehlen einer quer zur Altstadt verlaufenden Achse hatte die einseitige Ausdehnung der Stadt nach Westen gefördert und so zu jener Isolierung der Unterstadt geführt, die der Bau der Nydeggbrücke hätte verhindern sollen. Eine Erschliessung des Kirchenfeldes konnte dieser Entwicklung entgegenwirken. Zudem sah man die Möglichkeit, mit einem bürgerlichen Wohnquartier ein Gegengewicht zu den Arbeiterquartieren in der Länggasse, in der Lorraine nördlich der Eisenbahnbrücke und bei den Militäranstalten auf dem Beundenfeld zu schaffen[127]. Rodt befürchtete, dass das Renditedenken der fremden Unternehmer zum Mietkasernenbau neige; aber mit den Vorstadtvillen, die er selbst, H. E. Davinet, Henry B. von Fischer

und Eduard Stettler erbauen konnten, war die von Rodt beschworene Gefahr abgewendet.
Kurz nach Camillo Sittes Plädoyer vom 1889 für gekrümmte Strassen und geschlossene Strassenräume[128] konnte der Sieg über die Anhänger rationalistischer Stadtplanung mit dem Bau des Bernischen Historischen Museums am *Helvetiaplatz* besiegelt werden. Den Christoffelturm mit seiner pittoresken Silhouette vervielfältigend, schloss der Bau die Achse der Kirchenfeldbrükke ab und durchkreuzte so den Plan, sie in einem grosszügigen Boulevard bis ins Dählhölzli weiterzuführen (Abb. 75, 117, 122).
Die Kirchenfeldbrücke selbst wurde zwar wegen ihres traditionsfeindlichen Materials von den Altertumsfreunden scheel angesehen, aber ihre Erbauer suchten auf ihre Weise ebenfalls den Anschluss ans «alte Bern». Erstellt wurde sie von der Berner Eisenfirma G. Ott, entworfen von den Ingenieuren Moritz Probst[129] und Jules Röthlisberger. Sie benützten für den Eisenbau jene Form, die noch beim Bau der Nydeggbrücke das selbstverständliche Hauptmerkmal aller steinernen Grossbrücken gewesen war – den Bogen. Sie rückten damit vom Vorbild der ersten Eisenbahnbrücken in der Schweiz ab. Mit dem Viadukt über die Sitter bei St. Gallen hatten Karl von Etzel und Gaspard Dollfus die erste monumentale Eisenbrücke (1854–1856) der Schweiz verwirklicht, ein horizontaler Gitterträger liegt dort auf zwei Stützen auf. Fast gleichzeitig entstand die *Eisenbahnbrücke* von Bern, im Volksmund «Rote Brücke» oder «Würgengel» genannt. Der Entwurf stammte ebenfalls von Etzel, ausgeführt wurde sie 1856–1858 von Ingenieur Gustav Gränicher. In nur fünf Monaten wurde der eiserne Tragbalken auf die zuerst errichteten Steinpfeiler geschoben. Ein hölzerner Hilfspfeiler machte ein Gerüst überflüssig[130]. Als «blinde Passagiere» konnten Fussgänger und Fuhrwerke im Gitterkäfig unterhalb der Schienen das Tal überqueren (Abb. 69).

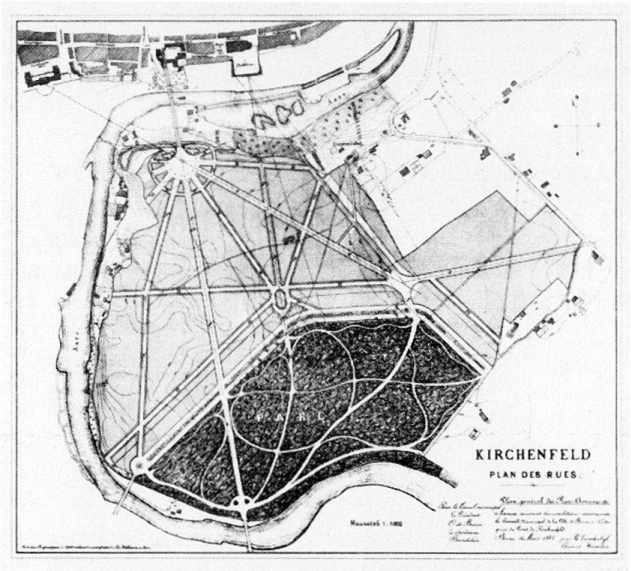


Abb. 68 Bern. Kirchenfeldüberbauung. 1881 genehmigter, bis zur Planung des Bernischen Historischen Museums 1889–1891 verbindlicher Strassenplan der Berne-Land-Company. Bundesrathaus und Münsterplattform als Bezugspunkte der Strassenachsen. Lithographie von Ed. Fehlbaum (Bern).

Im Vergleich zu der bloss vierzehn Jahre zuvor eröffneten Nydeggbrücke zeugten Form und Bauweise der Eisenbahnbrücke von einem Rationalisierungsstreben, das von den Erfordernissen des Eisenbahnbaus bestimmt war und in der 1866 veröffentlichten *Graphischen Statik* von Karl Culmann gipfelte. Probsts Lehrer Franz Reuleaux[131] beklagte 1890 rückblickend, dass diese rechnerische Gesinnung dem «ungestriegelten Gitterträger» zu einer unverdienten Vorherrschaft verholfen habe, wo doch die Materialersparnis für die Gesamtkosten oft nur von zweitrangiger Bedeutung sei. Beim Bau der Kölner Rheinbrücke 1859 sei «der schreiende Widerspruch zwischen der dürren, unverarbeiteten Nützlichkeitsform und der völlig in die geistige Aufgabe aufgehenden Schönheitsform» des Domes ganz ausser acht gelassen worden. Dass «eiserne Brücken schön sein» können, bezeugte für Reuleaux die Berner Kirchenfeldbrücke (Abb. 70, 265).
Hier und in der kurz zuvor erbauten Javrozbrükke bei Freiburg hatte Moritz Probst seine Erfindung des gelenklosen Bogens mit grosser Spannweite zur Anwendung gebracht. Dank dem «breiten Aufsitzen der Bogenträger auf den steinernen Grundfesten» war in Reuleaux' Augen Kraft mit Sicherheit verbunden. Bei Scharnierkonstruktionen wie Gustav Eiffels berühmtem, mit der Berner Brücke gleichzeitig entstandenem Viadukt von Garabit über den Truyère-Fluss (Dép. Auvergne) berührten die Hauptträger dagegen den Boden «nur mit den Zehenspitzen, wie im Ballett»[132].
Aber auch Probsts Brücke wurde schon bald als zu «waghalsig und britzelig»[133] empfunden. Als die Berner Gemeindebehörden 1894 für die geplante *Kornhausbrücke* ein Eisenprojekt der Firma Probst, Chappuis und Wolf auswählten, setzten die Stimmbürger mittels einer Initiative den Entwurf von Stadtingenieur Hugo von Linden und Ingenieur Adolf Henzi durch, in dem die Eisenbogen zwischen steinerne Pfeiler eingespannt waren (Abb. 71, 273)[134]. Die Abstimmung stand unter dem Eindruck des Eisenbahnunglücks von Münchenstein, wo 1891 eine Eiffelsche Eisenbrücke eingestürzt war, aber das Eisen

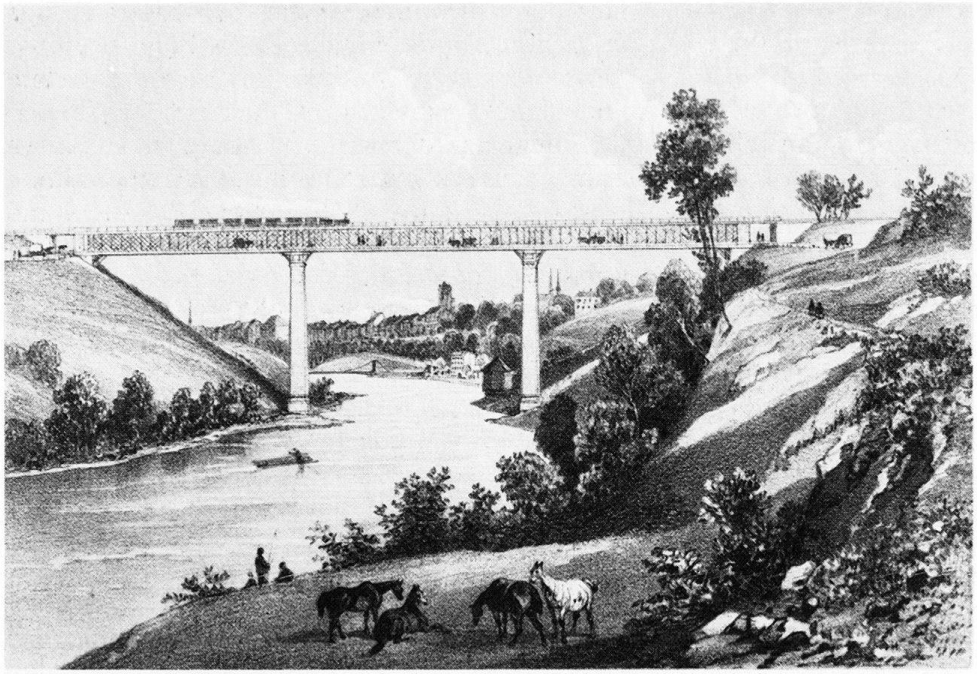


Abb. 69 Bern. Eisenbahnbrücke über die Aare. Eiserner Gitterträger auf Steinpfeilern, erbaut 1857–1858. Lithographie von Jacottet nach eigener Zeichnung, verlegt von Blanchoud (Vevey). Zentralbibliothek Zürich, Graph. Sammlung.

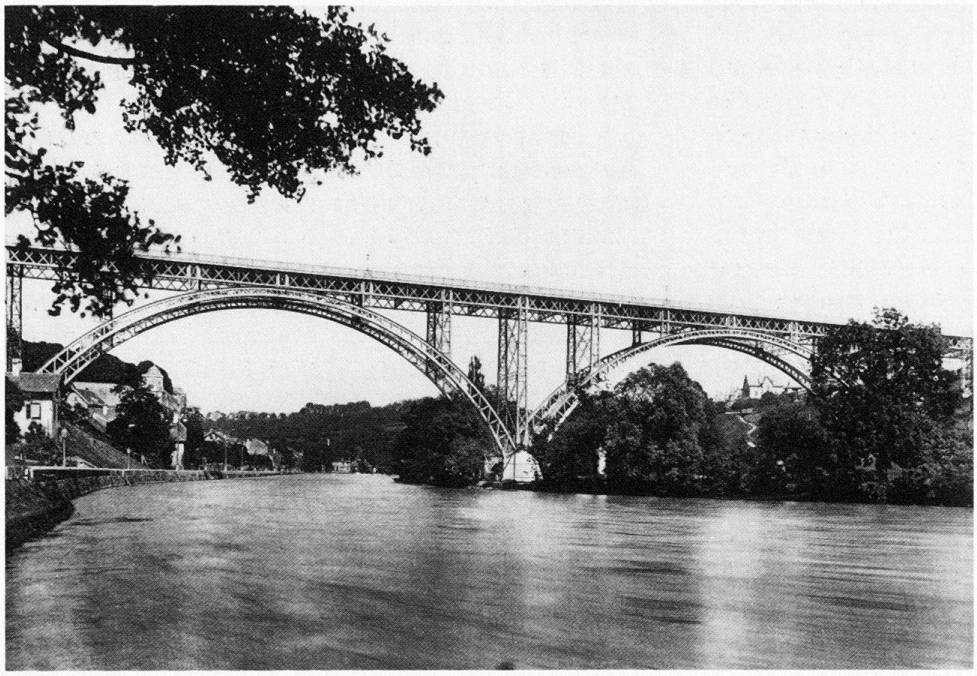


Abb. 70 Bern. Kirchenfeldbrücke zwischen Casinoplatz und Helvetiaplatz. Eisenbogenkonstruktion, erbaut 1881–1883. Lichtdruck in: *Berner Bauten 1895.*

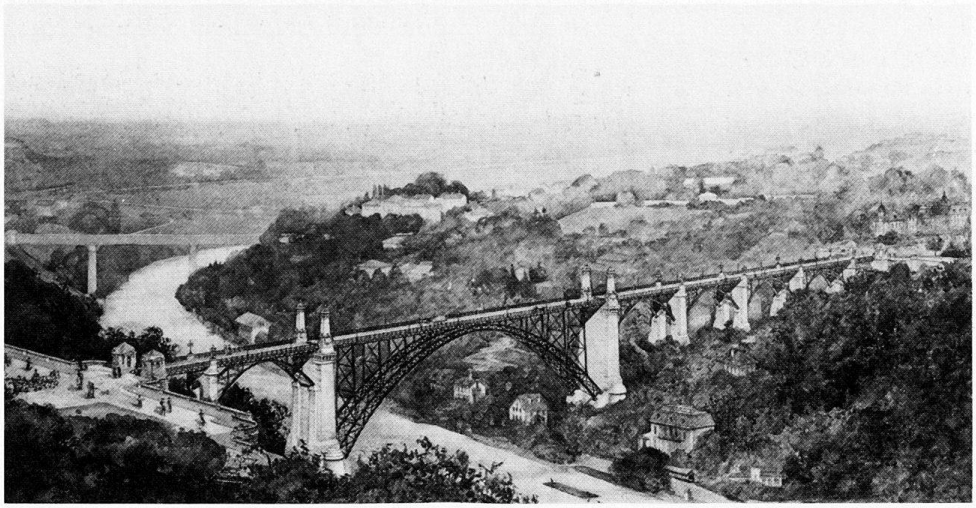


Abb. 71 Bern. Kornhausbrücke. Eisenbogenbrücke mit massiven Kalksteinpfeilern, erbaut 1895–1897. Im Hintergrund links die Eisenbahnbrücke. Aquarelliertes Schaubild für die Baueingabe. Lichtdruck in: *Berner Bauten 1895.*

wurde auch sonst unbeliebt. «Ehre dem Stein» hiess das Motto, mit dem 1897 die Ingenieure Robert Moser und Gustav Mantel den Wettbewerb für eine *Lorrainebrücke* in Bern gewannen. Bei dem 1910 für die gleiche Brücke veranstalteten zweiten Wettbewerb setzte Robert Moser im Preisgericht die Erstprämiierung des Projektes der Basler Firma Albert Buss durch, das sich mit dem Motto «Von Fels zu Fels» empfahl[135].

Im Vorfeld des Kornhausbrückenbaus war 1892 von der Berner Arbeiterunion gefordert worden, dass der Stein auch aus Gründen der Arbeitsbeschaffung zu bevorzugen sei[136]. 1913 entstand mit der *Halenbrücke* eine Konstruktion, die zwar den Stein ehrte, doch nur dem Scheine nach: sie besteht aus armiertem Beton. Das gleiche Material, das die Wiederaufnahme der Steinbrückenformen ermöglichte, verdrängte endgültig den Haustein. Die Halenbrücke ist dem Betonklassizismus von Emil Mörschs 1908 erbauter Gmündertobelbrücke bei Teufen AR verpflichtet. Dagegen hatte schon 1905 der Ingenieur Robert Maillart für den Berner *Schönausteg* eine Form vorgeschlagen, die unübersehbar das Gepräge des Eisenbetons aufwies – einen schnittigen Dreigelenkbogen mit Kastenquerschnitt. Die unkonventionelle Form fand keinen Anklang; «aus Schönheitsrücksichten» zog man ein Kettenbrükkenprojekt vor. Dieser Typus war zwar während seiner Blütezeit 1857 von Gustav Gränicher für den *Altenbergsteg* verwendet worden, bei der Planung der Nydeggbrücke hatte man aber nichts von ihm wissen wollen[137].

Durch diesen und andere Misserfolge gewitzt, suchte Maillart sich dem Geschmack der Auftraggeber anzupassen. Das Projekt, das er 1910 zusammen mit den Berner Architekten Walter Joss und Hans Klauser für den Lorrainebrücken-Wettbewerb eingab (Abb. 72), hielt sich ans Vorbild von Carlo Bernardo Moscas Nydeggbrükkenprojekt von 1836; und die Brücke, die Maillart schliesslich 1928–1929 zusammen mit den Architekten Klauser & Streit ausführte, wirkt wie eine vergrösserte Fassung der bestehenden Nydeggbrücke. Neue Massstäbe setzte erst der 1937–1941 von Adolf Bühler erbaute, über einen Kilometer lange Eisenbahnviadukt, die weitestgespannte viergleisige Eisenbahnbrücke Europas (vgl. *Bahnareal*)[138].

Mit der Lorrainebrücke schien die Zeit des Nydeggbrückenbaus wiedergekehrt; die Steinstadt schien das Eisen «verdaut» zu haben. Aber die Hochbrücken hatten die Situation der Altstadt nachhaltig verändert. Sie weiteten die Plattform der Stadt aus und hoben so die Trennlinie zwischen Felssockel und Mauerwerk hervor – die Stadt erschien nicht mehr als naturwüchsige Felsbekrönung, sondern als niedriger Aufsatz. Bisher hatte der *Münsterturm*, obwohl unvollendet, einen wirksamen Vertikalakzent dargestellt – nach dem Bau der Kirchenfeldbrücke mit ihren mächtigen «Gewölben» aus Eisenrippen wirkte er plötzlich unbedeutend. James Boswell hatte man bei seinem Besuch in Bern 1764 die Torsogestalt des Turms damit erklärt, dass der Architekt des vermessenen Bauwerks zu Tode gestürzt sei[139]. In Wirklichkeit hatte der Tod des Münsterbaumeisters Daniel Heintz im Jahre 1592 zum Entschluss geführt, das ohnehin durch die Reformation verzögerte und durch statische Probleme belastete Unternehmen der Turmvollendung aufzugeben. Ganz wurde der Gedanke daran allerdings nie aufgegeben; eine 1796 angefertigte Zeichnung des damaligen Münsterwerkmeisters Niklaus Sprüngli zeigt, «wie der Helm ... hat vollendet werden sollen»[140]. Aber es handelte sich dabei eher um eine rückwärts gewandte Architekturträumerei; das Werkmeisteramt diente nur noch als Ehrentitel für den verelendeten Barockarchitekten[141].

Zukunftsträchtiger war ein 1829 unternommener Vorstoss der städtischen Baukommission: ihre Anregung zur Turmvollendung bildete den Auftakt zu einer langen Reihe ähnlicher Projekte. Die Beschäftigung mit dem Münster stand zunächst im Bann der geplanten Vollendung des Kölner Doms, der zu einem deutschen Nationaldenkmal werden sollte. In einer 1835 vom Berner Künstlerverein herausgegebenen Schrift wurde daran erinnert, dass das Münster bis 1798 «ein Tempel des Ruhms für das seit seiner Gründung unbesiegte Bern» gewesen sei:

«Hier waren vor Alters die Panner und Fahnen, welche in den heissen Tagen zu Laupen, Grandson, Murten den Feinden unserer Unabhängigkeit abgenommen wurden; hier werden noch die kostbaren Tapeten, welche das Gezelt Karls des Kühnen zierten, aufbewahrt. Hier in geweihter Erde, unter hochgewölbten Hallen, ruhen diejenigen, welchen unsere Vaterstadt den meisten Ruhm, die schönsten Stiftungen zu verdanken hat[142].»

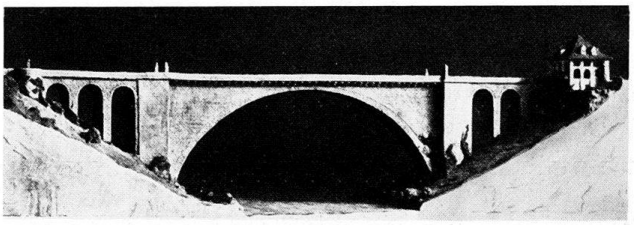


Abb. 72 Bern. Modell für eine Lorrainebrücke. Wettbewerbsprojekt von Ingenieur Robert Maillart und den Architekten Joss & Klauser, 1910–1911. Nach veränderten Plänen erbaut 1928–1930 von Maillart und den Architekten Klauser & Streit. Hommage an den Steinbrückenbau des Klassizismus (Nydeggbrücke) mit modernster Technik (Betonquader- und Eisenbetonkonstruktion). Aus: *Schweizerische Bauzeitung* 58 (1911), bei S. 37.

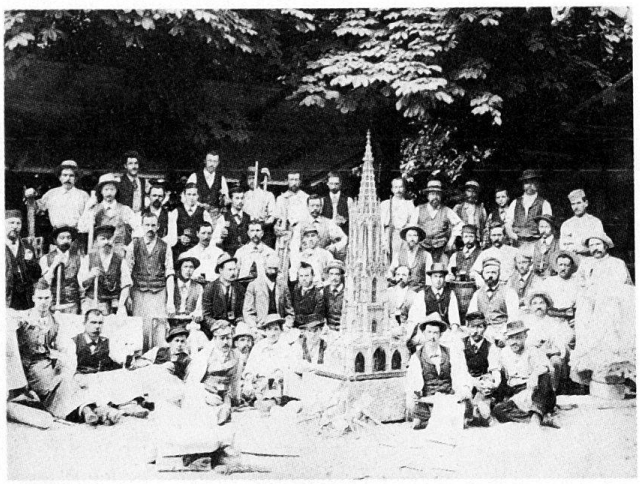


Abb. 73 Aufrichtefest für den 1889–1893 vollendeten Münsterturm. In der zweiten Reihe, dritter links vom Turmmodell, der bauleitende Architekt August Müller, rechts von ihm der spätere Münsterbaumeister Karl Indermühle.

Der Förderer des 1849 vor dem Münster aufgestellten Erlachdenkmals, Theodor von Hallwyl, rief in einem Gedicht zur Vollendung des Münsterturms auf, und ein Parlamentarier empfahl dem Bund, den Turmausbau als Gegenleistung für den Bau des Bundeshauses zu übernehmen. Aber die burgerlichen Altertumsfreunde wollten nichts von solchen Vorschlägen wissen. Sie hatten sich um den vom Abbruch bedrohten *Christoffelturm* geschart. Die Vollendung des Münsterturms erwies sich nämlich als Lieblingsidee gerade jener Kreise, die den Torturm beseitigen wollten[143]. Als weiteres «Verkehrshindernis» galt ihnen der Heintzsche Chorlettner im Münster. Seine Zerstörung ging der Niederlegung des Christoffelturms voraus; 1864 musste er der Tribüne des eidgenössischen Sängerfestes weichen. Unter diesen Umständen mochten sich die Liebhaber des alten Bern auch nicht für den Vollendungsvorschlag des Modellbauers Julius Leemann erwärmen, obwohl es den Beifall Johann Rudolf Rahns gefunden hatte[144].

So kam es, dass in Bern nicht der Münsterturm zum Anlass für das erste grössere Werk der Neugotik wurde, sondern der Bau der katholischen Diasporakirche St. Peter und Paul (*Rathausgasse* Nr. 2)[145]. Sie wurde 1858–1864 neben dem Rathaus erbaut; Bauunternehmer war Karl Emanuel Müller, der die Nydeggbrücke ausgeführt hatte und der inzwischen Landammann von Uri geworden war. Das Projekt stammte von den Architekten Pierre-Joseph Ed. Deperthes und H. Marchal aus Reims; es war aus einem Wettbewerb hervorgegangen. Selbst ein Gotikgegner wie der im Preisgericht sitzende Gottfried Semper konnte dem französischen Entwurf die Achtung nicht versagen. Die Metapher vom gotischen Bau-Organismus war hier so ernst genommen, dass sich die neugotischen Entwürfe des Aargauers Caspar Joseph Jeuch und des Berners Theodor Zeerleder wie Spielzeugbauten neben einem Saurierskelett ausnahmen. Es blieb aber Kantonsbaumeister Friedrich Salvisberg, dem Gegner Zeerleders in der Christoffelturmfehde, vorbehalten, ein Exempel für die veraltete Stilauffassung zu geben. 1865 überzog er das Rathaus, das dicht neben dem «stilechten» Neubau stand, mit neugotischem «Zuckerbäckerwerk» und zog damit den Hohn Rahns auf sich (*Rathausplatz* Nr. 2)[146].

Mit ihren frühgotischen Formen demonstrierte die neue Kirche, dass die Gotik ein katholischer Stil und ein französisches Gewächs sei, und sie kompromittierte damit das Münster, das man zudem verdächtigte, aus einer Verfallszeit zu stammen. Der Germanist und Kulturhistoriker Ferdinand Vetter, Freigeist wie der Neugotiker Eugène-Emmanuel Viollet-le-Duc, wusste die Spätgotik des Münsters aufzuwerten, indem er sie als bürgerlich-städtische – und damit auch schweizerische – Antwort auf die französische Kathedralgotik deutete. 1878 rief er in einem Vortrag über *Das Berner Münster in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft* dazu auf, die Leistungen

Abb. 74 Titelblatt der 1894 veröffentlichten Festschrift zur Vollendung des Münsterturms. Nach Federzeichnung von Christian Bühler, Konservator der eidg. Kunstsammlung, 1893.

der Münsterbauer nachzumachen und malte sich aus, wie eine wiedererweckte Bauhütte «den Sinn für konsequenten Aufbau und stilgerechte Ausführung ... bis in die entfernteste Schnitzlerhütte des Oberlandes» tragen würde[147].
Hinter Vetter stand der Notar und Kirchmeier Karl Howald, der sich die Vollendung des Münsterturms zu einer Lebensaufgabe gemacht hatte[148]. Er war der Sohn des gleichnamigen Pfarrers und Lokalhistorikers, der 1847 mit einer Schrift über den Mosesbrunnen als einer der ersten die Aufmerksamkeit auf das Münster gelenkt hatte. 1885 konnte der nach Bern gerufene Ulmer Münsterbaumeister August von Beyer die Bedenken lokaler Bausachverständiger gegen eine Erhöhung des Turmes zerstreuen. Nach seinen Plänen und unter der Leitung von August Müller wurde 1889–1893 das Turmoktogon vollendet und darauf ein zweimal so hoher Helm gesetzt[149] (Abb. 6, 73, 74, 296).
Der Verfasser von *Das alte Bern,* Eduard von Rodt, entwarf 1917 für das Münster ein Totentanzfenster nach Niklaus Manuel. Während der Zeit der Turmvollendung war er aber mit einem anderen Unternehmen zum Ruhm bernischer Vergangenheit beschäftigt gewesen, nämlich mit dem Projekt eines «schweizerischen Nationalmuseums für historische und kunstgeschichtliche Altertümer»[150]. Dessen Gründung war 1880 vom Kunsthistoriker und Nationalrat Friedrich Salomon Voegelin vorgeschlagen worden. Der Motionär war zwar ein Zürcher, aber er bezog sich auf das Vorhaben des Berner Grossrats und Sammlers Friedrich Bürki, in Bern ein historisches Museum von schweizerischem Rang zu stiften[151]. Nachdem die Stadt Bern kurz zuvor die Verantwortung für zukünftige Bundesbauten dem Bund überlassen hatte, zeichnete sich hier die Möglichkeit eines anderen Nationaldenkmals ab, dem man viel deutlicher als je einem Bundesbau ein bernisches Gepräge hätte geben können. Denn sein Herzstück wäre das goldene Vlies der Berner, die Burgunderbeute mit ihren kostbaren Teppichen gewesen. Aber Bürki starb wenige Monate nach Voegelins Vorstoss von 1880, ohne ein Testament zu hinterlassen.
Dank dem Einsatz von Altertumsliebhabern, unter ihnen Rodt, konnte ein Teil der Sammlung Bürki für Bern ersteigert werden. Schon 1881 wurde in der barocken *Bibliotheksgalerie* von Niklaus Sprüngli ein historisches Museum eröffnet. Aber von jetzt an spielte Zürich in der Frage eines Nationalmuseums die führende Rolle. Ihm kam zugute, dass man den in Entstehung begriffenen Bundespalast Auers mit Bern verknüpfte, so unbernisch dieser den Stadtbewohnern selbst

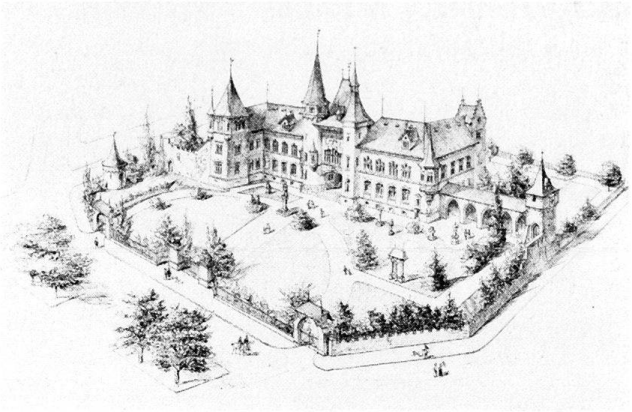


Abb. 75 Projekt für ein Schweizerisches Nationalmuseum in Bern von André Lambert, 1891. Nach veränderten Plänen erbaut 1892–1898 als Bernisches Historisches Museum am Helvetiaplatz unter Eduard von Rodt. Federzeichnung wohl von Rodt. Bernisches Historisches Museum.

vorkommen mochte. Um ihrer Bewerbung um das Nationalmuseum Nachdruck zu verleihen, schrieben die Berner Behörden 1889 einen Wettbewerb für ein Museumsgebäude am *Helvetiaplatz* aus. Was hier keiner der Wettbewerbsteilnehmer erreichte, gelang dem Zürcher Stadtbaumeister Gustav Gull in seinem Entwurf für ein Landesmuseum in Zürich – eine überzeugende Alternative zum Bundespalast mit seinen unschweizerischen Renaissanceformen und seiner aufdringlichen Symmetrie zu finden. Gull verschmolz Zitate aus verschiedenen historischen Baudenkmälern der Schweiz zu einer pittoresken «Kleinstadt», deren «gewachsener» Grundriss das «Village Suisse» der Genfer Nationalausstellung ankündigte[152].
Es half nicht mehr, dass Bern 1891 in aller Eile vom Neuenburger Architekten André Lambert ein ähnlich geartetes Projekt ausarbeiten liess. Im gleichen Jahr nämlich wurde Zürich als Sitz des Landesmuseums gewählt. Bern stellte ihm nun sein eigenes historisches Museum entgegen. Nach Lamberts abgeänderten Plänen wurde es 1892–1894 von Eduard von Rodt errichtet (Abb. 75). Die Ruhmeshallen mit den Burgunderteppichen und den Waffen übernahmen die Funktion, die einst das Münster und das Zeughaus ausgeübt hatten. Das «Fundament» bildete in Bern aber nicht nur die urgeschichtliche Abteilung, sondern eine ihr symmetrisch zugeordnete ethnographische Sammlung. Den Grundstock dazu bildete das Sammelgut, das der Berner Maler John Wäber von der letzten Weltumsegelung James Cooks mitgebracht hatte. In dieser Verschwisterung des Urtümlichen mit dem Exotischen lebt der Zauber des barocken Kuriositätenkabinetts und das Fernweh des schweizerischen Robinson fort.

2.7 Heimatschutz und Städtebau: die getarnte Moderne

«Rechnen wir schliesslich die Summe (aller) Veränderungen, die uns das neunzehnte Jahrhundert gebracht, zusammen, so dürfen wir uns mit vollem Rechte freuen, und wir werden bekennen müssen, dass wir im allgemeinen nur zu sehr geneigt sind, die Neuzeit gegenüber der ‹guten alten Zeit› zu unterschätzen[153].»

Diese Worte stammen vom gleichen Eduard von Rodt, dem 1880 die städtebaulichen Veränderungen des 19. Jahrhunderts als Vorboten eines gesichtslosen Gross-Bern erschienen waren. 1898 war er zuversichtlicher gestimmt: selbst von auswärts kommende Besucher staunten darüber, wie wenig Bern von den Merkmalen der Industrialisierung – Fabrikschloten, Mietkasernen, Quartiergegensätzen – gezeichnet war.

Den Kampf gegen die Auswirkungen der Industrialisierung machte sich auch die Schweizerische Vereinigung für Heimatschutz zur Aufgabe. Sie wurde 1905 in Bern gegründet; die Vorbereitungen dazu waren von der Berner Sektion der Gesellschaft Schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten getroffen worden. Die Bewegung war eng mit Bern verknüpft; Rudolf Müngers Kornhauskeller war gleichsam ihre Ausgangsbasis. Der volkstümliche Untergrund, der dort als Quelle für eine neue Identität gefeiert wurde, konnte allerdings auch unheimliche und fremdartige Züge annehmen. So in einer Zeichnung, die der Berner Künstler Adolf Wölfli 1921 von seiner Wohnstätte anfertigte:

«Hiesiges Bild ist deer, im Herbst, 1889, von mihr selbst im Plahn entworffene und, in gleicher Zeit von einer freiwilligen Sammlung deer, damals Hier, ahn Ohrt gewesenen Gross-Gott-Vatter-Reise-Avantt-Gaarde, baufondierte und subventioniertte Neubau[154]» (Abb. 76).

Es handelt sich um den 1911–1913 erbauten Kliniktrakt der psychiatrischen Heil- und Pflegeanstalt Waldau an der *Bolligenstrasse*. In Wölflis Darstellung verband sich das Gebäude, dessen behäbige Mansarddächer den Anstaltscharakter zu mildern suchten, mit seltsamen, zeichenhaften Motiven, die den Produkten der «Primitiven» in der ethnographischen Abteilung des historischen Museums hätten entstammen können. Das Fremdartige konnte damit erklärt werden, dass hier *Ein Geisteskranker als Künstler*[155] tätig war – aber der Maler Paul Klee, der in Bern aufgewachsen war, gelangte zu ähnlich ver-rückten Werken.

Gegenstandslose Bilder wie das Aquarell *Lachende Gotik* und *Abstract-«Höhenarchitektur»*[156] waren zwar im Ausland, in München, entstanden, aber sie gingen auf eine Auseinandersetzung mit der Gotik des Berner Münsters zurück[157]. Immerhin brauchte es einen äusseren Anstoss, um aus der Gotik die Weisung zur Abstraktion vom Gegenständlichen herauszulesen. Unter anderem wurde Klee dazu von Wilhelm Worringers 1911 veröffentlichter Schrift *Formprobleme der Gotik* angeregt. Diese und die vier Jahre ältere Abhandlung über *Abstraktion und Einfühlung* wurden zu Programmschriften des deutschen Expressionismus[158]. Beide Bücher waren aber ihrerseits in Bern entstanden, wo Worringers Lehrer Arthur Weese seit 1905 als Nachfolger Hans Wilhelm Auers an der Universität Kunstgeschichte lehrte[159]. Für Worringer war die oft gefeierte Naturtreue der klassischen Kunst und der Renaissance Resultat einer weichlichen «Einfühlung», die nicht zu einer Zeit passen wollte, in der die Technik die herkömmlichen Masse von Raum und Zeit zu sprengen begann – besser entsprach ihr die kühne Abstraktion der ägyptischen Kunst und der Gotik.

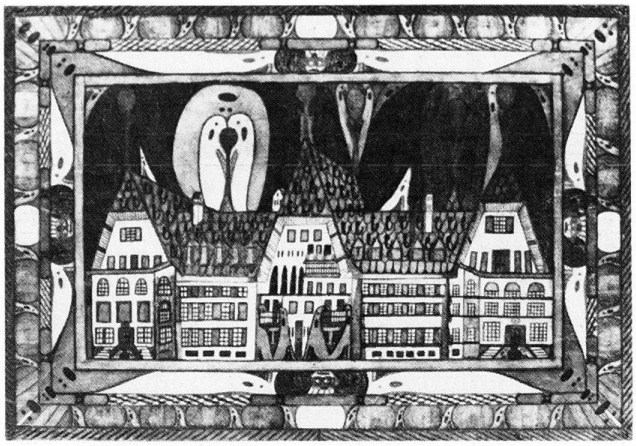


Abb. 76 Bern. Klinikgebäude der psychiatrischen Heil- und Pflegeanstalt Waldau, erbaut 1911–1913. Bleistift- und Farbstiftzeichnung von Adolf Wölfli, 1913.

Das Gefühl, mit dem technischen Fortschritt den Boden unter den Füssen zu verlieren, war den Bernern dank der Schwingungsprobleme der eisernen Kirchenfeldbrücke nicht unbekannt[160]. Und demjenigen, der mit dem 1897 an der *Münsterplattform* eingerichteten Mattenlift «hinabfiel», mochte es scheinen, als ob ein fallendes Blatt stillstehe und dafür der felsenhafte Münsterturm sich aufwärts bewege wie in Klees Darstellung der «lachenden Gotik». Solche Phänomene beschäftigten auch einen Angestellten des eidgenössischen Patentamtes in Bern, der wie Klee 1897 geboren war und später mit seiner «Relativitätstheorie» die Physik revolutionieren sollte.

Albert Einstein betrachtete allerdings – wie auch Wladimir Illjitsch Lenin – die Kleinstadt Bern bloss als stilles Refugium, in dem die Revolution vorbereitet werden konnte. Sie selbst fand an-

derswo statt. Im architektonischen Bereich etwa in Zürich, wo 1930 als Stadtkrone ein Fernheizkraftwerk mit einem Turm aus Sichtbeton gebaut wurde. Sein Architekt war der Berner Otto Rudolf Salvisberg, Inhaber des Architekturlehrstuhles am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich und Neffe jenes Kantonsbaumeisters Friedrich Salvisberg, der das alte Bern hatte modernisieren wollen. Im Vergleich zum Zürcher Turm wirkte der Kamin der «Quartierheizung» in Rodts imaginärem Zukunftsbern bieder und heimelig. In einem programmatischen Artikel über *Technik und Formausdruck im Bauen*[161] kontrastierte Salvisberg 1933 seinen kahlen Betonturm mit einem Heizwerkkamin, das ein Architekt der Generation Rodts mit historischen Ornamentformen eingekleidet hatte. In Siegfried Giedeons Buch *Space, time and architecture* von 1941[162] häufen sich schliesslich Kontrastbeispiele, die sich wie eine genaue Umkehrung von Rodts Gegenüberstellung ausnehmen. Die Apologeten des Neuen Bauens stellten Architekten wie Rodt und Bewegungen wie den Heimatschutz gleichermassen als Gegner der Moderne dar.

Es waren aber die Vertreter des Heimatschutzes, die als erste das «Contrast»-Verfahren Pugins und Rodts gegen die Werke dieser Generation selbst wendeten. Dem malerischen Nydeggquartier stellte der Historiker Alfred Zesiger 1907 in der Zeitschrift *Heimatschutz* als abschreckendes Beispiel eine «reizlose Stadtanlage aus den Jahren 1890–1905» gegenüber – das Kirchenfeldquartier mit dem von Rodt erbauten Historischen Museum. Im Vergleich zum Käfigturm erschien Zesiger der Turm des 1901–1905 erbauten eidgenössischen Postgebäudes «trotz dem grossen Aufwand an Zieraten kleinlich und unruhig»[163]. Die Bundesbauten wurden mit Vorliebe an den Pranger gestellt; die «Bundesrenaissance» der Semperschüler, die Bauämter und Preisgerichte besetzt hielten, als fremder Import und Ausdruck eines architektonischen Zentralismus gebrandmarkt[164]. Als lokaltypisch wurden dagegen die Berner Bauten des 18. Jahrhunderts angepriesen – «Kinder des feinsten französischen Geschmacks», wie der Architekturmaler Adolf Tièche 1909 rühmte[165].

Man dachte dabei vor allem an die Meisterwerke des Berner Barockarchitekten Niklaus Sprüngli. Ausgerechnet der Hauptvertreter der verhassten «Bundesrenaissance», Hans Wilhelm Auer, hatte sie in den *Berner Kunstdenkmälern* von 1902 und 1904 als erster zu würdigen versucht. Cornelius Gurlitt, begeisterter Anhänger des Barockstils, betrachtete sie in den 1905 veröffentlichten *Historischen Städtebildern* als Höhepunkt der

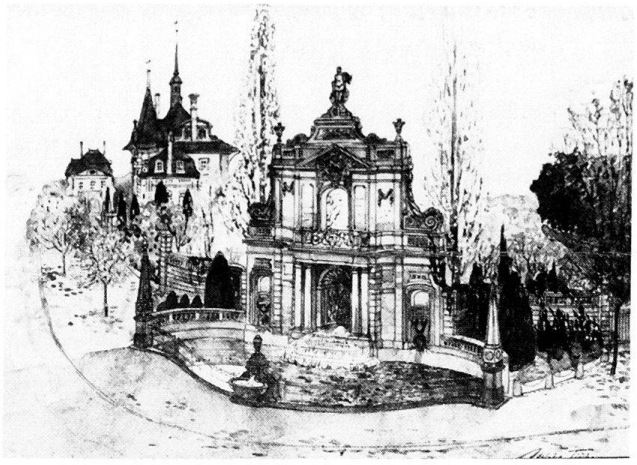


Abb. 77 Rekonstruktion der Fassade von Niklaus Sprünglis Bibliotheksgalerie als Wasserschloss am Thunplatz, durch Henry B. von Fischer. Skizze von Adolf Tièche Sohn, um 1911. Im Hintergrund die Villa «Le Souvenir», erbaut 1897, ebenfalls von von Fischer (heute Nuntiatur). Nach Photographie Burgerbibliothek Bern.

Berner Architekturgeschichte. Als Sprünglis *Bibliotheksgalerie* 1908 der Verlängerung der Herrengasse zum Opfer fallen sollte, konnte sich der Heimatschutz an die Spitze einer breitgefächerten Verteidigungsfront stellen. Obwohl die fortschrittlichsten Kräfte daran beteiligt waren, obwohl sich auch der Bildhauer Adolf von Hildebrand für das Monument einsetzte, erlitt es das gleiche Schicksal wie einst der Christoffelturm.

Die Fassadenteile allerdings wurden erhalten; nach Plänen Henry Berthold von Fischers wurden sie 1911–1912 in der Form eines Wasserschlosses wieder aufgebaut. Als Rückwand des Thunplatzes (Abb. 77, 124) wurde das Ensemble zum Mittelpunkt eines ganzen «Dörflis» von neubarocken Villen, die Fischer in der Umgebung erbaut hatte. Das Hauptwerk ist die 1897 erbaute Villa «Le Souvenir» (ursprünglich «La Maison», *Thunstrasse* Nr. 60)[166]. Ihr Name zeigt, dass Fischer zu sehr späthistoristischer Collagetechnik verpflichtet war, um neue Wege weisen zu können. Gesucht war eine architektonische Entsprechung zur Mundartdichtung eines Rudolf von Tavel, eine Architektur, die neben dem Villenbau auch neuzeitlichen Bauaufgaben wie dem Hotel eine heimatliche Prägung zu geben vermochte:

«Me söll mr nid säge, me chönni keini grosse Hotels boue, wo zum alte-n-Oberländerschtyl passe. A mängem Ort scho het mes bewise, dass das müglech isch. Si bruuche gar nid im Chaletschtyl bouet z'sy. Lueg mene rächti Bärner Landchilche-n-a[167]!»

Von Tavel dachte hier wohl an die Heimatstil-Landkirchen des Münsterbaumeisters Karl Indermühle:

«Von Haus aus Gotiker», hatte dieser es verstanden, «sich von den ausgefahrenen Geleisen abgeleierter und akademischer

Gotik fern zu halten; in solchem Streben kam er dann der frei empfundenen Bodenständigkeit des Bauwerks auf die Spur[168].»

1906 stellte Indermühle in der Zeitschrift *Heimatschutz* den Musterentwurf für ein Hotel vor. Der gotische Collegestil des Armenhauses in Pugins «Contrasts» war in bernische Mundart übertragen, gekennzeichnet durch Lauben, «wyssbschtochni Muure» und behäbige Dächer[169]. Der Entwurf wirkte wie eine Vorstufe zu Indermühles bekanntestem Werk, dem «Dörfli» an der Berner Landesausstellung von 1914.
Um den Standort einer Schweizerischen Landesausstellung hatte sich Bern schon beworben, als diejenige von Genf von 1896 – nach Zürich die zweite – noch nicht einmal ihre Tore geschlossen hatte: die Ausstellung sollte die Gelegenheit zur Verwirklichung eines Nationaldenkmals bieten, die Bern mit der Wahl Zürichs als Standort des Landesmuseums entgangen war. Die Domäne der Ausstellung wurde als «Kriegsschauplatz der Zukunft» betrachtet, auf dem die Kampfkraft

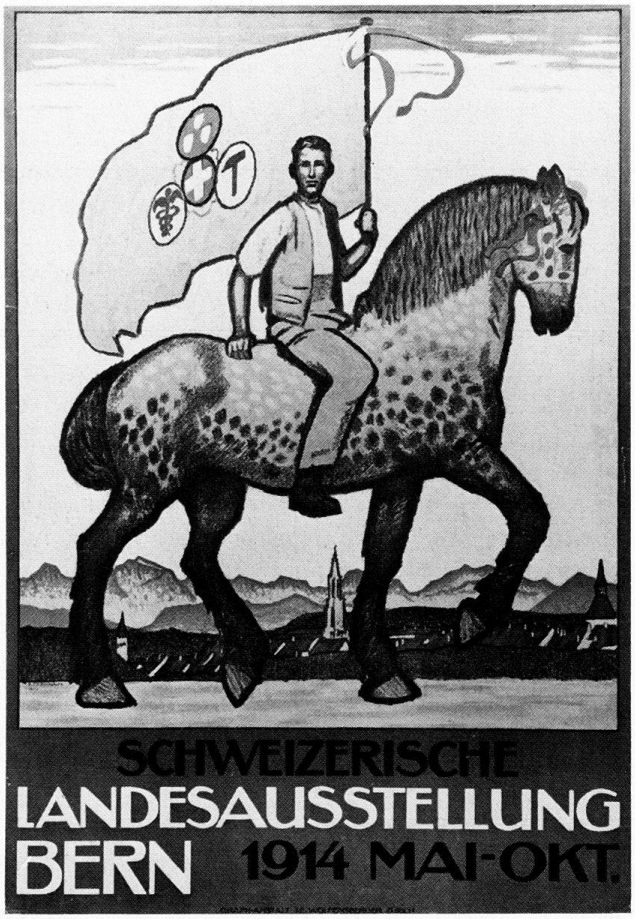


Abb. 78 Plakat für die Schweizerische Landesausstellung 1914 in Bern von Emil Cardinaux. Hervorgegangen aus einem erstprämiierten Wettbewerbsentwurf mit dem Motto «Reiter». Wegen heftiger Kritik wurde das Plakat in der Westschweiz durch eines von Plinio Colombi mit Schneebergen ersetzt. Museum für Gestaltung Zürich, Plakatsammlung.

der Schweizerischen Volkswirtschaft unter Beweis gestellt werden konnte[170]:

«Alle Berufsstände, alle Gebiete der Industrien und Gewerbe, der Urproduktion, der Künste und Wissenschaften, der Staatswirtschaft und Volkswohlfahrt sind an diesem nationalen Werk beteiligt und hoffen von ihm Anregung und Belehrung, materielle und ideelle Förderung[171].»

Während die Genfer Exposition nationale mit der Pariser Weltausstellung von 1889 in Wettstreit getreten war und damit ihre internationalistische Gesinnung verraten hatte, sollte in Bern der «nationale Charakter» des «vaterländischen Werks» dadurch gewahrt werden, dass nur einheimische Fabrikate zugelassen und Frivolitäten wie Vergnügungspark, kleiner Eiffelturm, Negerdörfchen und Niagarafälle vermieden wurden[172].
Ein Reiterdenkmal war in Bern dem Bau des ersten Bundeshauses vorausgegangen, ein Reiter sollte jetzt auch Herold dieses nationalen «Festes der Arbeit» sein. Erneut diente eine Reiterfigur der Renaissance als Vorbild, nämlich Paolo Uccellos Monument für den Condottiere Sir John Hawkwood – «Giovanni Acuto» – im Dom von Florenz. Es handelte sich allerdings nur um ein illusionistisches Fresko. Zweidimensional war aber auch das davon inspirierte Plakat von Emil Cardinaux, mit dem nach dem Willen eines Preisgerichts die Landesausstellung angekündigt werden sollte. Den Harnischmann Uccellos verwandelte Cardinaux zwar in einen fahnentragenden Bauernburschen, aber die grüne Farbe des gemalten Bronzerosses behielt er bei (Abb. 78). Die Schweiz kam so zu einer volkstheaterhaften Ausgabe jener Kunstskandale, die um die «unrichtigen» Darstellungen der künstlerischen Avantgarde entfacht wurden, die Landesausstellung aber zu einer wirkungsvollen Propaganda[173].
Die Idee eines Denkmals, das nur in der vergänglichen Form eines Plakats existiert und sich dennoch durch seine rasche und weite Verbreitung nachhaltiger einprägt als ein reales Monument, passte zur Vorstellung, die sich die Veranstalter der Landesausstellung von einem zeitgemässen Nationaldenkmal machten. Wie der Film, sollte es sich grossen Massen einprägen. Da die Besuchermasse die Dinge in der Bewegung und auf zerstreute Weise wahrnimmt, musste an die Stelle eines Mittelpunktes eine Reihe von Teilzentren treten, die sich erst beim Durchgehen zu einem Ganzen fügten. Für eine solche Massenregie brauchte es «Raumkünstler»[174], nicht Schöpfer von künstlerischen Monumenten. Es ist bezeichnend, dass ausgerechnet der Pavillon der «bildenden Künste» ein «eiserner Schopf» war, der sich wie «ein Stiefkind der heimischen Baukunst» ausnahm. Die Ausstel-

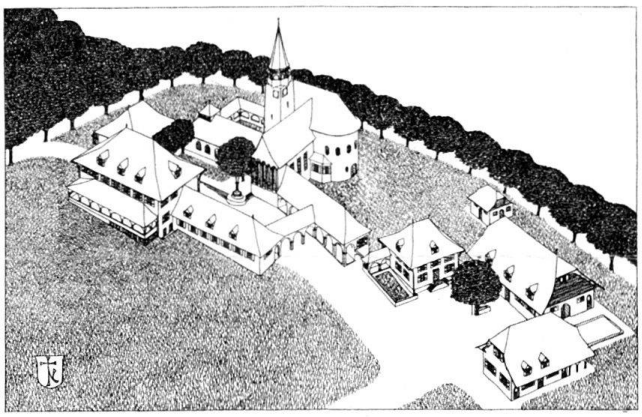


Abb. 79 Bern. Schweizerische Landesausstellung 1914. Das von Karl Indermühle entworfene «Dörfli» aus der Vogelschau. Links vorn das Heimatschutz-Wirtshaus «Zum Röseligarte», gegenüber Bauten der kirchlichen Kunst, rechts Musterbauernhof. Aus: *Heimatschutz* 8 (1913), S. 55.

lung wirkte trotzdem als Einheit, ungeachtet auch des wenig heimischen Neuklassizismus, den die Westschweizer Architekten M. Polak und G. Piollenc bei den ihnen anvertrauten Pavillons anwandten (Abb. 13), und trotz der Tatsache auch, dass rund 1200 Personen an der Vorbereitung der Schau beteiligt waren[175].

Das geistige Zentrum bildete Karl Indermühles «Dörfli» (Abb. 79), obwohl es viel kleiner als das «Village suisse» der Genfer Ausstellung war und auf einer Anhöhe am äussersten Zipfel des Ausstellungsgeländes lag. Erst allmählich tauchte es vor dem sich nähernden Besucher auf. Nur scheinbar stellte es den Gegenpol zum Pavillon des Städtebaus am anderen Ende der Ausstellung dar. Der Gegensatz zwischen Stadt und Land, welcher der Zweiteilung der gesamten Anlage zugrunde lag, wurde in dem Mass relativiert, als – zwecks Steigerung der Produktivität – die landwirtschaftliche Arbeit «technischer», die industrielle «menschenfreundlicher» wurde.

Stadt und Land bildeten deshalb in der Berner Landesausstellung die zwei Seiten ein und derselben Sache – der zwillingshaften Einheit von Produktion und Konsum. Sie wurde in der Ausstellung als das Grundgesetz für das Leben der Nation dargestellt. Das Essen wurde zum Symbol dafür, dass die Produktion auf den Verbrauch angewiesen ist: Das Fest der Arbeit war auch ein Fest des Konsums. Stolz wurde vermerkt, dass in der Ausstellung gleichzeitig 7000 Personen verpflegt werden konnten. Der auffallendste Bau der Anlage war das Restaurant «Studerstein», ein expressionistischer Tempel des Konsums, dessen mächtige Kuppelhalle an das Parlamentsgebäude von Hans Auer erinnerte (Abb. 80). Ihm gegenüber stand die neuklassizistische «Nahrungs- und Genussmittelhalle».

Auch Bauen und Wohnen wurde als Einheit von Produktion und Konsum aufgefasst. Das Wohnen war in Bern zu einem Problem geworden, als nach der Eröffnung der Eisenbahn die Bevölkerung innerhalb von dreissig Jahren auf beinahe das Doppelte anwuchs[176]. 1889 mussten die Behörden Notunterkünfte für obdachlose Familien besorgen; in der Folge entstanden auf dem Wylerfeld die ersten gemeinnützigen Wohnbauten der Gemeinde Bern. Nach dem Vorbild Basels wurde 1896 eine *Wohnungs-Enquête* durchgeführt, die zum überraschenden Ergebnis führte, dass ausgerechnet die Wohnstadt Bern im gesamtschweizerischen Vergleich die grösste Bewohnerzahl pro Zimmer und die kleinste Zahl leerstehender Wohnungen sowie vergleichsweise hohe Mietpreise aufwies. Die Arbeiterwohnhäuschen der 1864 eröffneten Spinnerei Felsenau, idyllisches Gegenbild zu den Mietkasernen der Rodtschen Satire von 1880, fielen unter dem statistischen Blick zu einem Beispiel ungenügender Wohnqualität ab (s. *Felsenaustrasse*).

Weder der gute Wille fürsorglicher Fabrikherren noch Bevormundung durch gesetzliche Vorschriften vermochten nach Ansicht der Statistiker zu verhindern, dass jene Bevölkerungsschichten, die ökonomisch schwächer waren, auch noch unter ungünstigen Wohnbedingungen zu leiden hatten – denn in der Wohnungsfrage «haben wir es ... mit einer allein von wirtschaftlichen Gesetzen bedingten Massenerscheinung zu thun». Man muss die Wohnung als Ware betrachten, um zu sehen, wo der Staat in die «biologischen» Gesetze der Stadt eingreifen kann: er muss Wohnungen auf den Markt werfen, um über den Konkurrenzdruck eine Senkung der Mietpreise zu bewirken[177].

Abb. 80 Bern. Schweizerische Landesausstellung 1914: Restaurant Studerstein, erbaut von Eduard Joos (Bern). Kuppelhalle mit Leuchtern der Fabrik Ritter & Uhlmann (Basel). Aus dem *Illustrierten Ausstellungsalbum der Schweizerischen Landesausstellung Bern*, S. 287.

Die vom Schweizerischen Städteverband organisierte Städtebauausstellung an der Berner Landesausstellung zeigte, dass diese Auffassung bei Architekten und Behörden Fuss gefasst hatte[178]. Die Baudirektion der Stadt Bern stellte einen Stadtplan samt Überblick über den öffentlichen Grundbesitz aus (Abb. 81). Mit einem Alignements- und Bebauungsplan für Schosshalde und Murifeld, der aus einem 1913 ausgeschriebenen Wettbewerb hervorgegangen war, bezeugte sie die Absicht, diese Landreserven als Bauland für kommunalen Wohnungsbau zu nutzen. Formal gesehen mochten dieser und andere Bebauungspläne an die spätromantische Gartenstadtbewegung anknüpfen, aber die Idee, Städtebau als Manipulation des Wohnungsmarktes aufzufassen, war zukunftsweisend. Dank filmartiger Regiemittel und «synthetischer» Formensprache konnte Indermühles Heimatschutz-«Dörfli» diese Siedlungsgenetik emblemhaft verkörpern[179].
Sechzehn Jahre nach der Landesausstellung von 1914 blickte Indermühle auf *Heimatschutz und dreissig Jahre Bauen* zurück[180]. Kurz vor seinem Tode benutzte er für diese Standortbestimmung nochmals das «Contrast»-Verfahren. Eine von ihm selbst erbaute «Kirche in Landschaftscharakter» bildet in dem Aufsatz zwar den positiven Gegenpol zu einer «Kirche in gotischer Imitation» – aber sie wird ihrerseits zum negativen Beispiel gegenüber einer «modernen Betonkirche». Indermühle erkannte nämlich jetzt «in der Festhaltung an der Tradition und in der Ablehnung der neuen, aus modernisierter Technik und Industrie sich ergebenden Bauweise» eine neue Gefahr. Wie ihr zu begegnen war, zeigte er mit Karl Mosers 1926–1927 erbauter Antoniuskirche in Basel. Schon mit der 1902–1905 errichteten Pauluskirche (*Freiestrasse* Nr. 10) hatte Moser in Bern vorgeführt, wie Neugotik in regionalistischen Barock transformiert werden konnte. Dem Neuklassizismus, den er in den Plänen für die Kirche Fluntern in Zürich vortrug, folgte Indermühle mit der 1917–1920 erbauten Friedenskirche in Bern, und Mosers Schritt zum Sichtbeton vollzog Indermühle mit dem 1930–1931 in «sachlicher Art» errichteten Stapfenackerschulhaus in Bümpliz nach.

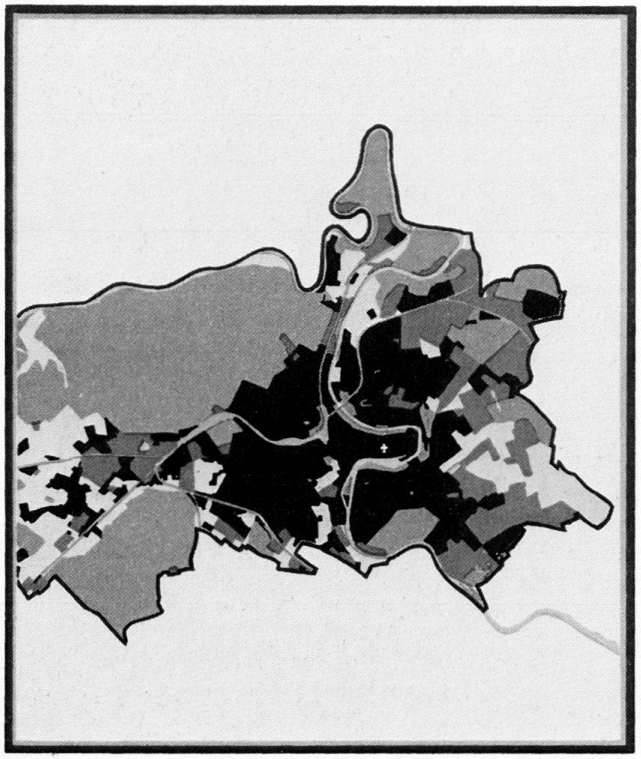


Abb. 81 Farbige Karte des Gemeindegebietes Bern mit Übersicht über den öffentlichen Grundbesitz – mögliches Bauland für kommunale Städtebau-Unternehmungen. Aus: *Städtebau in der Schweiz. Grundlagen.* Hg. vom BSA, Zürich 1929.

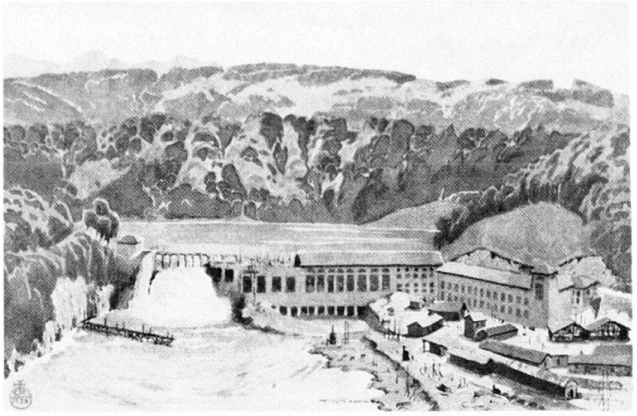


Abb. 82 Stauwehr und Turbinenhaus Mühleberg bei Bern, erbaut 1917–1920 von Walter Bösiger für die Bernische Kraftwerke AG. Illustration von Carlo von Courten in: *Kraftwerk und Stausee von Mühleberg in ihrer Entwicklung geschildert von Rudolf von Tavel,* Bern 1921.

Das Schluss- und Zukunftsbild von Indermühles Aufsatz zeigt ein «modernes Spitalgebäude, strikter Ausdruck moderner Bedürfnisse». Es handelt sich um das 1924–1929 von Otto Rudolf Salvisberg und Otto Brechbühl erbaute Loryspital (Abb. 83) *Freiburgstrasse* Nr. 41 g in Bern, ein frühes Schweizer und das erste Berner Beispiel für die «sachliche Art». Ausgebildet 1901–1904 am Bieler Technikum unter Emanuel Jirka Propper[181], arbeitete Salvisberg 1905–1908 bei Robert Curjel und Karl Moser in Karlsruhe und hörte bei Karl Schäfer Vorlesungen über mittelalterliche Architektur. 1908 nach Berlin übergesiedelt, verwendete er dort in den ersten Entwürfen noch Berner Lauben, um dann zur modernen Sichtbetonarchitektur zu finden. 1922 eröffnete Salvisberg zusammen mit Brechbühl ein Zweigbüro in Bern. Auf den Bau des Loryspitals folgten 1928–1930 der des kantonalen Säuglings- und Mütterheims Elfenau am *Elfenauweg,* 1930–

1931 jener der Universitätsinstitute an der *Sahlistrasse* und des Suvahauses an der *Laupenstrasse*[182]. Bugartige Glasveranden, segmentbogig auskragende Hörsäle, dammartige Situierung im Gelände – solche Motive erinnern nicht nur an technische Werke wie Dampfboote oder das 1917–1921 von Walter Bösiger erbaute, vom Heimatschutz gerühmte Mühleberg-Kraftwerk (Abb. 82), sondern auch an das Auersche Parlamentsgebäude mit seiner geschwungenen Südfassade.
Dass das Loryspital Salvisbergs den Beifall des Heimatschützers Indermühle finden konnte, passte zu einem Architekten, dem die Vertreter des Neuen Bauens wegen seines gleichzeitig rück- und vorwärtsblickenden «Janusgesichts» misstrauten. Unübersehbar waren auch in den modernsten seiner Werke konservativ-klassizistische Züge; und auffällig war Salvisbergs Zurückhaltung gegenüber der revolutionären Rhetorik der Avantgarde. Gerade dank seiner bodenständigen Bernerart konnte er die kühnsten Neuerungen verwirklichen – so den ersten reinen Sichtbetonbau Berlins. Im Säuglings- und Mütterheim Elfenau zeigte sich, wie gut die Neue Sachlichkeit sich zur Demonstration von wohlfahrtsstaatlicher Fürsorge eignete. Im «Janusgesicht» des konservativen Neuerers Salvisberg manifestierte sich bloss einmal mehr Berns Begabung zur Metamorphose: in getarnter Form konnte die Moderne um so nachhaltiger durchgesetzt werden.
Der Schornstein des Fernheizkraftwerks der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, mit dem die Stadt ein Fanal für ihre fortschrittliche Gesinnung erhalten sollte, war auch ein Zeichen dafür, dass ein Gesandter Berns jetzt den Lehrstuhl innehatte, von dem aus Gottfried Semper einst die «Bundesrenaissance» verbreitet hatte. Hier trug Salvisberg wesentlich dazu bei, die «internationalistische» Architektursprache des Neuen Bauens zu einem nationalen Markenzeichen der modernen Schweiz zu machen[183].

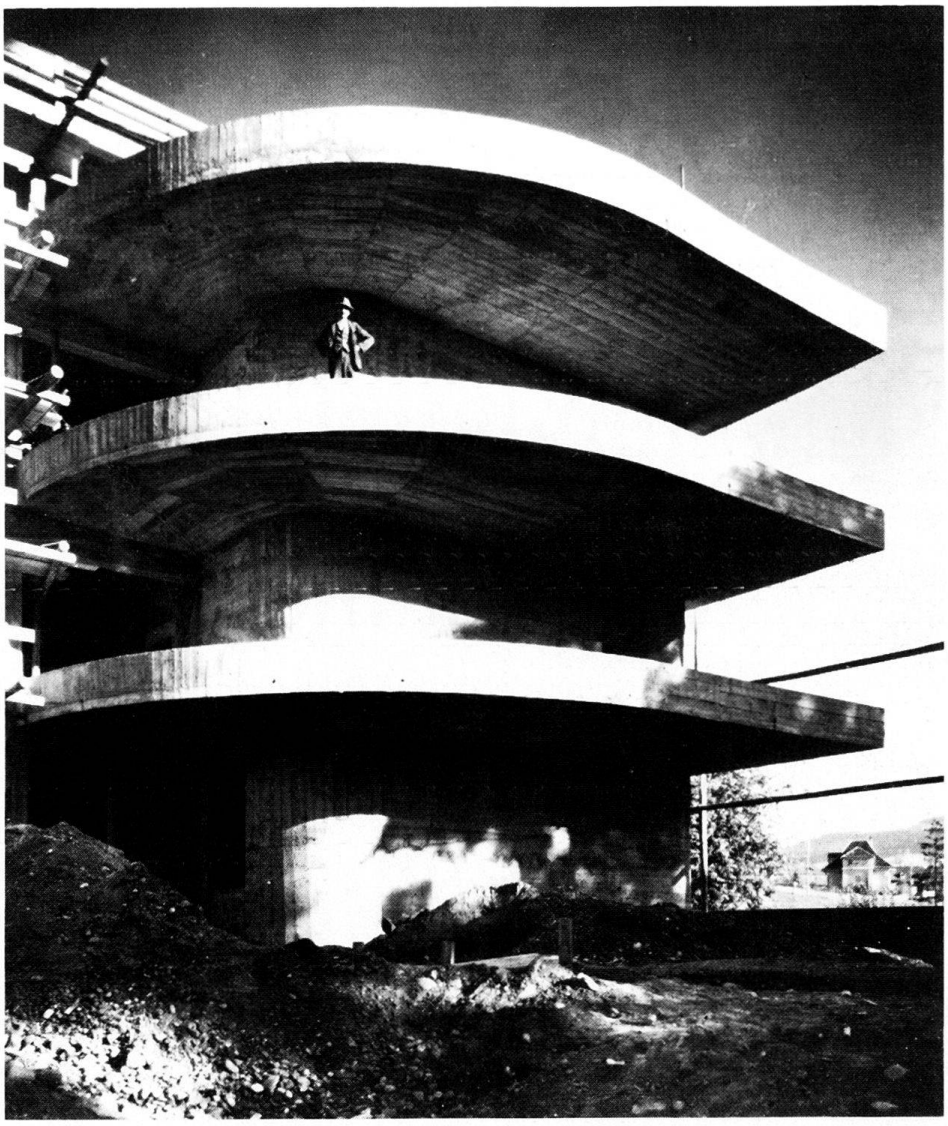


Abb. 83 Bern. Loryspital, erbaut 1926–1929 von Otto Rudolf Salvisberg und Otto Brechbühl. Rohbau mit Kragplatten der Liegeveranden. Photographie von Franz Henn (Bern). ETH Zürich, Institut gta, Archiv für Moderne Architektur. Nachlass O. R. Salvisberg.

2.8 Quartiere

Bis zum Bau weitgespannter Hochbrücken über das Tal der Aare beschränkten sich die Ausdehnungsmöglichkeiten der Stadt auf die westlichen Gebiete ausserhalb der Mauern. Während um 1860 die leicht zugänglichen Ebenen Mattenhof und Länggasse bereits parzellierte Grundverhältnisse aufwiesen und der privaten Überbauung offenstanden, lagen die grossen landwirtschaftlich genutzten Felder nördlich und südlich der Aareschleife noch unberührt (u.a. das Beundenfeld und Kirchenfeld der Burgergemeinde, der Spitalacker sowie die privaten Güter auf dem Breitenrain und in der Lorraine). Rechtliche und politische Diskussionen um die Stadterweiterung setzten nach 1850 ein, als an den westlichen Ausfallstrassen bereits einige Baugruppierungen bestanden (Wohnbauten in der Villette an der *Laupenstrasse* und im Raum *Falkenplatz* in der Länggasse). Überbordende Entwicklungen im Grundstückhandel im Nahbereich der damaligen Bauplätze Bahnhof und Bundesrathaus (vgl. Kap. 2.4 u. 2.8.1) machten eine komplexe Betrachtung der Stadterweiterungsfrage unumgänglich. 1859 beauftragte der Gemeinderat die Baukommission mit der Ausarbeitung von Vorschlägen für Bauvorschriften und eines Kostenvoranschlages für eine Vermessung und Kartographierung der Neubaugebiete ausserhalb der Altstadt. Sämtliche späteren Beschlüsse und Verhandlungen zur Frage der Stadterweiterung basieren auf dieser Grundlage[184]. Dem *Konkurs für die Einreichung von Stadterweiterungsplänen* 1860[185] folgte 1865 ein *Entwurf über das Strassennetz im Vorland der Kleinen Schanze,* ausgelöst durch den zwischen Gemeinde und Kanton, dem Eigentümer des Schanzenareals, entstandenen Interessenkonflikt[186]. Der Strassennetzplan der 1869 rechtsgültig erklärten Stadterweiterungsverordnung wurde erst 1873 nach verschiedenen Änderungen genehmigt. Auf ihm sind die wichtigsten in den Jahren darnach angelegten Strassen in den Quartieren Mattenhof-Monbijou und Länggasse enthalten.

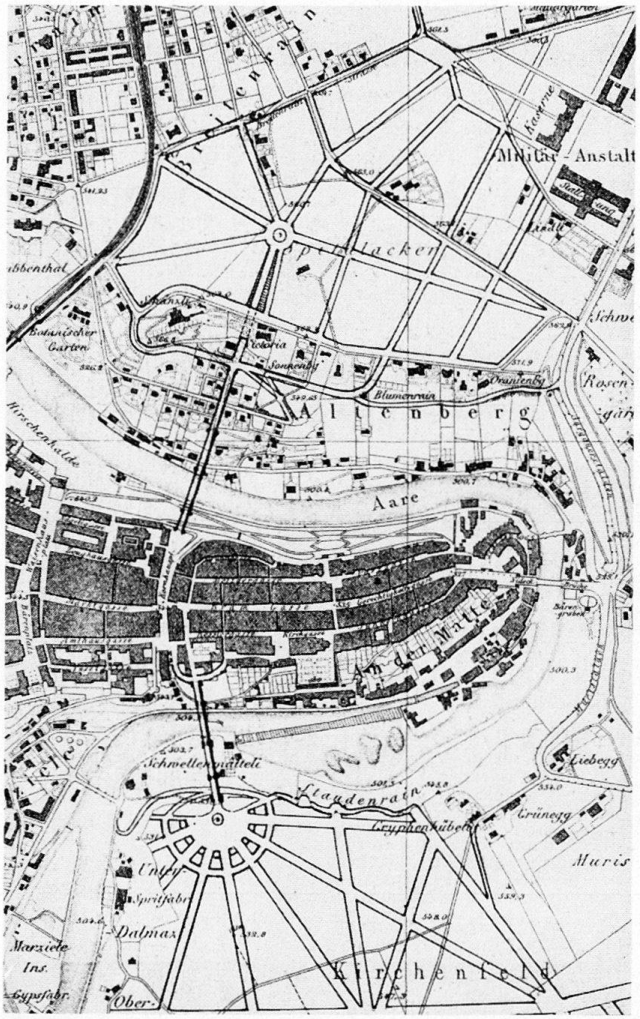


Abb. 84 Bern. Übersichtsplan der Stadt mit Einzeichnung projektierter Strassenanlagen und Brücken südlich (Kirchenfeld) und nördlich (Breitenrain-Spitalacker) der Altstadt (Ausschnitt). Aus: *Das Kirchenfeld-Unternehmen und seine Ausführung durch die Berne-Land-Company,* Bern 1881.

Die Entwicklung der nördlich und südlich des Tals der Aare gelegenen Quartiere standen in ihren Anfängen teils in Zusammenhang mit dem Bau der Eisenbahn um 1857 (Wyler, Lorraine), teils mit den Hochbrückenbauten der 1880/90er Jahre. Die leicht geknickte Süd-Nord-Achse Kirchenfeld–Altstadt–Breitenrain/Spitalacker mit der *Kirchenfeld-* und *Kornhausbrücke* rückte auch die jenseits der Aare liegenden Stadträume in Zentrumsnähe (Abb. 84, 85).

Zum Thema Grundstückpreise, städtische Strukturen und Wohnlage ist neben der *Wohnungs-Enquête der Stadt Bern* von Carl Landolt (Landolt 1896) und der Dissertation von Karl Hebeisen *Die Grundstückpreise in der Stadt Bern von 1850–1917* (Hebeisen 1920) auf folgende neuere Arbeiten hinzuweisen: Erasmus Walser, *Wohnlage und Sozialprestige. Histor. Bemerkungen zur Sozialgeographie der Stadt Bern* (Walser 1976), und Bruno Fritzsche, *Grundstückpreise als Determinanten städtischer Strukturen: Bern im 19. Jahrhundert* (Fritzsche 1977). Mit dem *Historisch-topographischen Lexikon der Stadt Bern* erfasst Berchtold Weber die Stadt in ihren Grenzen vor der Eingemeindung von Bümpliz 1919 (Weber 1976).

Die Reihenfolge der aufgeführten Quartiere beginnt mit der Altstadt und dem mittelalterlichen Mattenquartier an der Aare, führt im Uhrzeigersinn weiter vom Marzili bis zum Kirchenfeld und schliesst mit Bümpliz.

Abb. 85 Bern. Süd–Nord-Achse Kirchenfeld–Altstadt–Breitenrain dank der Hochbrücken über das Aaretal: Kirchenfeldbrücke unten (erbaut 1881–1883), Kornhausbrücke oben (erbaut 1895–1898). Flugphotographie Swissair 1960.

2.8.1 Altstadt

Vgl. Plan-Abb. 135

Die Altstadt erstreckt sich vom Scheitel der Aareschlaufe (Untertorbrücke, Mattenenge, Nydeggbrücke) über den Moränenhügel westwärts bis in den Bereich der einstigen Schanzen und Gräben (heute *Kleine Schanze, Hirschengraben, Bubenbergplatz, Bahnhofplatz, Bollwerk*). Der moduläre Raster dieser Flussbogenstadt schmiegt sich dem Gelände an und erweitert sich dementsprechend fächerförmig gegen Westen (Abb. 56). In annähernd gleichen Zwischenräumen wird die Hauptverkehrsader *Gerechtigkeitsgasse–Kramgasse–Marktgasse–Spitalgasse* von Querstrassen und Plätzen durchschnitten, die die Altstadt in Quartiere oder Bezirke trennen (vgl.

Abb. 86 Bern. Die nach 1850 entstandenen baulichen Dominanten über der Berner Altstadt: Münsterturmausbau 1889–1893, Casino 1906–1908, Kirche St. Peter und Paul 1858–1864, Parlamentsgebäude 1894–1902. Postkarte um 1920.

Kap. 1.1, 1798). Räumlich blieb die eigentliche Gründungsstadt mit ihren Erweiterungsstufen gegen Osten abgeschlossen. Tief unterhalb der Stelle, wo die Längsgassen *(Junkerngasse, Gerechtigkeitsgasse, Postgasse, Postgasshalde)* zusammentreffen, wurde um 1255 mit der Untertorbrücke der erste feste Übergang geschlagen. Erst die 1844 vollendete *Nydeggbrücke* brach mit ihrer klassizistischen Grosszügigkeit den Rückgrat der harmonisch am alten Aareübergang endenden Unterstadt (vgl. Kap. 2.2 u. Abb. 2, 42).

Die oberen Altstadtbereiche erfuhren in direkter zeitlicher Folge mit der Vollendung des ersten Bundeshauses und der Eröffnung des Bahnbetriebes 1858 grossräumliche Veränderungen. Mit dem nur sehr knappen Ergebnis von 419 zu 314 Stimmen beschloss die Einwohnergemeinde am 3. Januar 1850 die Übernahme der Leistungen zum Bau des Bundesrathauses (Abb. 55). Als Bauplatz diente der alte Werkhof mit seinen Werkhütten und Magazinen. Die Wahl dieses Areals beklagte Alt-Schultheiss Friedrich von Fischer: Es sei töricht, die schönste Lage der Stadt für Amtsstuben zu verschwenden. Fischer nannte das Bundesrathaus «ein Spital, in dem man Alles, was von Altschweizertum noch übrig sei, eines elenden Todes sterben lassen werde»[187].

1855 überliess die Burgergemeinde der Schweizerischen Centralbahngesellschaft den Platz zwischen der Heiliggeistkirche, dem Burgerspital und der Kavalleriekaserne sowie ein grosses Areal am Stadtbach für den Bau des Bahnhofes. Bundesrathaus und Bahnhof – voneinander nur rund 400 Meter entfernt – wurden richtungweisend für die Stadtentwicklung westwärts des Zytgloggens nach 1850 (Abb. 56). Die umliegenden Stadträume erfuhren in der Folge umfassende Veränderungen bis an die südlichen und nördlichen Hangkanten. Unmittelbar neben dem ersten Bundeshaus entstand 1858 an Stelle des alten Marzilitores das renommierte Hotel Bernerhof (s. *Bundeshäuser* und *Bundesgasse* Nr. 3). Mehr und mehr verlagerten sich handelsgewerbliche Einrichtungen vom Herzen der Stadt westwärts in Bahnhofnähe. In der Folge schnellten auch die bis anhin eher bescheidenen Grundstückpreise in diesen Stadträumen durch die Verschiebung zentraler Einrichtungen in die Höhe. An der *Spitalgasse* beispielsweise – der direktesten Verbindung Bahnhofplatz–Bärenplatz–Altstadt – verdreifachten sich die Bodenwerte von 1850 bis 1860 von Fr. 87.20 pro m² auf Fr. 244.30. Bis in die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg kletterte der Quadratmeterpreis an

dieser Gasse durchschnittlich auf Fr. 1077.45[188]. Im unmittelbaren Nahbereich von Bahnhof und Bundesrathaus entstanden nach 1860 durch die beiden Berner Baugesellschaften grosszügige Überbauungen, die neue Massstäbe in das Stadtbild setzten (Abb. 57). Die 1860 als Aktiengesellschaft gegründete 1. Berner Baugesellschaft, der Architekt Gottlieb Hebler als Direktor vorstand, erstellte bis zu ihrer mit Gewinn erfolgten Auflösung 1872 die geschlossenen Häuserzeilen und -gevierte im Bereich *Christoffelgasse, Schauplatzgasse, Gurtengasse, Bundesgasse, Bundesplatz* Nr. 8. Die Planung des Quartiers oblag den Architekten Joseph Charles Bardy und Gustave Conod. Die Neuanlage von Strassen, geteerten Trottoirs und Kanalisation war mit grösseren Erdbewegungen und Abbrüchen (Christoffelturm, Ringmauer, Salzmagazin) verbunden, aber auch mit der Lösung grösserer Eigentums- und Rechtsfragen. 1861 konnte mit dem Bau der ersten Häuser begonnen werden. Zu den ersten Bewohnern zählten mehrheitlich Bundesbeamte. Mit den Häusern an der Gurtengasse wurde die erste Bauetappe abgeschlossen[189]. Unter den Architekten dieser Grossüberbauung ist auch der zuvor in Genf als Kantonsingenieur tätig gewesene Exilpole Leopold Stanislaus Blotnitzki zu nennen. Er entwarf das Gebäude der Eidgenössischen Bank, *Bubenbergplatz* Nr. 3/ *Christoffelgasse* (Abb. 87), und publizierte 1869 ein *Projekt zu einem neuen Stadttheil auf der Kleinen und Grossen Schanze sammt einigem Privatgrund in Bern*[190]. Das Projekt sah eine Weiterführung der Blockbebauung auf der *Kleinen Schanze* vor. 1871 liess der Regierungsrat durch grossrätliches Dekret den Alignementsplan über die Verlängerung der *Bundesgasse* und über eine Strassenverbindung zwischen *Bubenbergplatz* und der verlängerten Bundesgasse, den *Hirschengraben*, genehmigen[191].

Wesentlich schwieriger gestaltete sich die Bautätigkeit der 2. Berner Baugesellschaft im Bereich der äusseren *Bundesgasse, Schwanengasse, Kleine Schanze* und Nordbastion (vor allem wegen hoher Bodenpreise und Vermietungsschwierigkeiten an Geschäfte). Die «Entfernung von den Verkehrscentren machte sich sehr fühlbar und bewirkte entweder Leerstehen oder reduzierte Mietpreise». Direktor dieser Gesellschaft war seit 1874 Albert Jahn, «der durch seine bedeutenden Bauten in Italien sich als tüchtiger und talentvoller Architekt und Künstler erprobt hatte»[192].

Die von der 1. und 2. Berner Baugesellschaft realisierten Überbauungen tragen einen additiven, einheitlichen Charakter. Repräsentative Boulevard-Neurenaissance setzte neue und strenge Muster in das südwestliche Altstadtgebiet. Dieses neue Bern drängte Eduard von Rodt 1880 zur visionären Karikatur «Bern Anno 1950» (Abb. 67). Einen grossräumigen und auch politischen Kontrapunkt zur Altstadt setzten die *Bundeshäuser*, vor allem das 1902 vollendete Parlamentsgebäude mit der Bundeskuppel (vgl. Kap. 2.5). In der Folge entwickelte sich der frühere Casinoplatz zum *Bundesplatz* mit repräsentativer Rahmenbebauung.

Bis gegen Ende der 1850er Jahre fand das Bevölkerungswachstum noch vollständig und bis 1880 noch zu einem grossen Teil in der Altstadt statt. Dach- und Kellerausbauten sowie Hofüberbauungen liefern dafür sichtbares Zeugnis. Das ei-

Abb. 87 Bern. Lineare Häuserblöcke Christoffelgasse/ Bubenbergplatz. Rechts Eidgenössische Bank, erbaut 1867 von Leopold Blotnitzki. Blick von der Heiliggeistkirche. Photographie um 1890.

Abb. 88 Bern. Das 1899 von den Gebrüdern Loeb bezogene Warenhaus Spitalgasse Nr. 51.

gentliche Geschäftszentrum konzentrierte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jh. vor allem in den Gassen zwischen *Zytglogge* und *Bubenbergplatz* mit der Hauptachse *Spitalgasse–Marktgasse*. Neben eigentlichen Warenhäusern – nach der Jahrhundertwende in ihrer äusseren Erscheinung durch Material- und Stilwahl dem barocken Altstadtcharakter weitgehend angepasst – entstanden auch grosszügige Passagen und weite, parzellenübergreifende Ladeneinrichtungen (Abb. 89). Seit 1890 veränderten auch verkehrstechnische Neuerungen das Leben in der Altstadt. Die Trambahn durchfuhr die Strecke Bärengraben–Bahnhof–Bremgarten-Friedhof in rund 20 Minuten. Der «moderne Mensch» erfuhr hier, wie Rodt bestätigte, nicht nur neue Entfernungsbegriffe, sondern er erlebte auch eine «tiefgehende Demokratisierung..., Dame und Köchin, Herr und Arbeiter sitzen in demselben Tram und bezahlen den gleichen Nickel» [193].

2.8.2 Matte

Vgl. Plan-Abb. 135

Seit dem Mittelalter führt die Flussschwelle, die sich am rechten Aareufer an das *Schwellenmätteli* anlehnt, den «Sägen, Schleifen, Bläuen, Mühlen und andern Werkstätten» (Gruner 1732) das nötige Wasser durch Kanäle zu. Das im grossen Tych gestaute Wasser stösst mit geringem Gefälle in den Schleifebach, der die Matte durchzieht, sowie zur alten Mühlenschleuse, in deren Umfeld sich mehrere Gewerbebetriebe aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts befinden *(Wasserwerkgasse)*[194]. Nach 1850 wurden wiederholt Vorschläge zur besseren Nutzung der Wasserkräfte gemacht. 1859–1860 unternahm Ingenieur Robert Lauterburg eine ausführliche Messung der Wasserkräfte und Wassermenge. Unter den Eingabe-

Abb. 89 Bern. Weiträumige Geschäftslokale in der Altstadt dank Hofüberbauungen: Projekt für Verkaufs-Magazin im Geschäftshaus Schauplatzgasse Nr. 11. Aquarell von Architekt Alfred Hodler 1909. Nach Photographie Burgerbibliothek Bern.

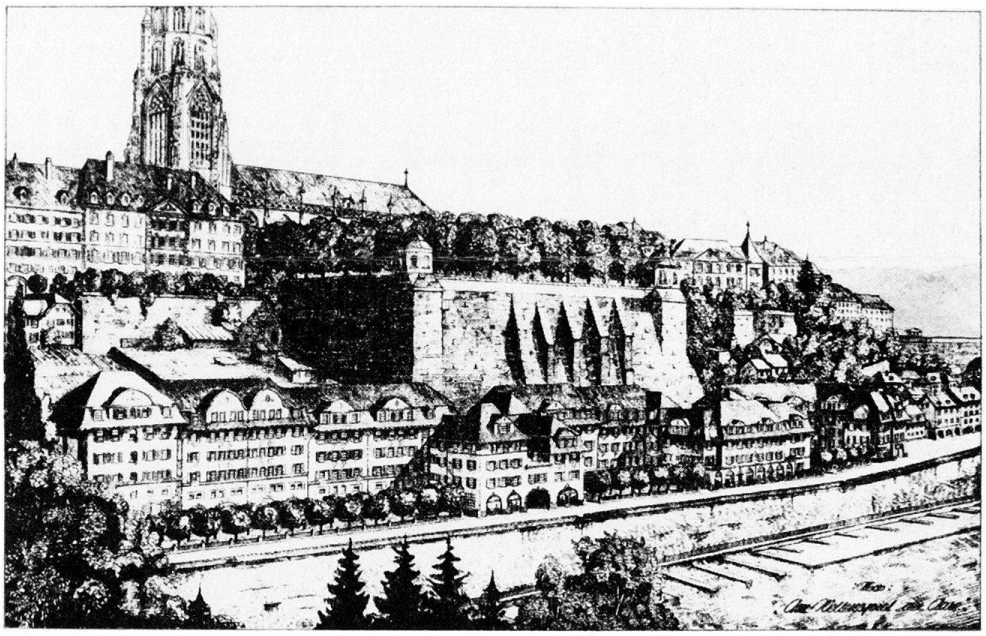


Abb. 90 Bern. Matte. Wettbewerbsentwurf für Arbeiterhäuser der Gemeinnützigen Baugesellschaft Bern an der Badgasse von den Architekten Rybi & Salchli 1912. Aus: *Berner Woche* 1913, S. 53. Zur Ausführung kam das Projekt von Karl Indermühle.

plänen an den Gemeinderat fand sich auch einer zum Einbau von Turbinen von Ingenieur B. Roy von Vivis (Vevey). Einen Beschlussantrag «für die Erstellung von zwei Turbinen im Mühletych mit Transmissionen in die verschiedenen Werke an der Matte» machte 1875 eine Spezialkommission im *Bericht über die Reorganisation der Wasserwerke an der Matte*[195]. Zum 1891 eröffneten ersten Elektrizitätswerk der Stadt Bern s. *Wasserwerkgasse* Nr. 15.

Das dicht besiedelte, tief im Tal der Aare liegende Gewerbequartier, dessen Laubenhausbebauung an jene der Nebengassen der hochliegenden Altstadt erinnert, durchlebte während Jahrhunderten eine eigenständige Entwicklung, die sich auch sprachlich im sog. Mattenenglisch, einem speziellen Dialekt, ausdrückt[196]. Die Zuwanderung ärmster Bevölkerungsschichten im 19. Jahrhundert führte, wie Carl Landolt in der *Wohnungs-Enquête 1896* vermerkt, zu Wohnverhältnissen, «die in einer Millionenstadt kaum schlechter sein könnten»[197]. Die Unterschicht machte schon 1856 hier 75% der Bevölkerung aus[198].

Das schlimmste Elendsquartier zwischen *Badgasse* und der 1861–1865 errichteten *Aarstrasse* wurde in den Jahren nach 1912 von der Gemeinnützigen Baugesellschaft Bern käuflich übernommen und etappenweise neuüberbaut.

«Neben den hygienischen Forderungen des modernen Städtebaues war hier zwei örtlichen Bedingungen Rechnung zu tragen: Am Fusse der *Münsterplattform* und vor der freien Aare musste das Gelände in das alte Stadtbild hinein komponiert werden, um mit ihm möglichst in einer Einheit auszuklingen. Dabei war in Betracht zu ziehen, dass die Baugesellschaft diese Anlage nicht in einer Bauperiode, sondern nur stückweise ausführen kann[199].»

Zum Überbauungswettbewerb 1912 und zur Ausführung 1912–1932 durch Karl Indermühle s. *Badgasse* Nrn. 21–51.

2.8.3 Marzili-Sandrain

Vgl. Plan-Abb. 135–136

Marzili-Sandrain umfasst die Talsenke unterhalb der Bundesterrasse der Aare entlang bis zur Schönau vor dem Dorf Wabern (Gemeinde Köniz): die Vannazhalde *(Münzrain)*, das einst weite Sumpfgelände Marzilimoos mit den verzweigten Armen des *Sulgenbaches*, der frühere Badweiher («Weihergasse», s. *Aarstrasse)*, die heute ebenfalls zugeschüttete Kleine Aare (Bubenseeli) und die dadurch gebildete Marziliinsel (heute Marzilibad), das Innerbad (bestand im Bereich *Marzilistrasse* Nrn. 6–8 seit 1542 bis 1886), das Ausserbad (unter Monbijoubrücke, 1905 abgebr. für Gaswerkerweiterung), die Lindenau bis zum *Schönausteg* sowie die Geländeterrasse Schönau[200]. Die Mündungsarme des Sulgenbaches liessen hier schon im 14. Jh. Gewerbebetriebe entstehen («Mühlgasse», heute *Weihergasse, Marzilistrasse*). Am früheren Schleife- oder Mühlebach stand noch im 19. Jh. eine Indiennedruckerei mit Tröckneturm[201].

Von baulicher Bedeutung über die Stadt Bern hinaus sind zwei vor 1850 entstandene Anlagen: das 1822 eröffnete Freibad, das erste in der Schweiz (s. *Aarstrasse*) und das 1841–1844 erb. erste Gaswerk der Schweiz (s. *Weihergasse* Nr. 3), 1876 in die Lindenau verlegt (*Sandrainstrasse* Nrn. 15–17). Das Nebeneinander von industriellen Betrieben sowie Fluss- und mineralischen Quellbädern ist historisch. Die stadtnahen Bäder mit ihren Wirtschaften und Gartenanlagen dien-

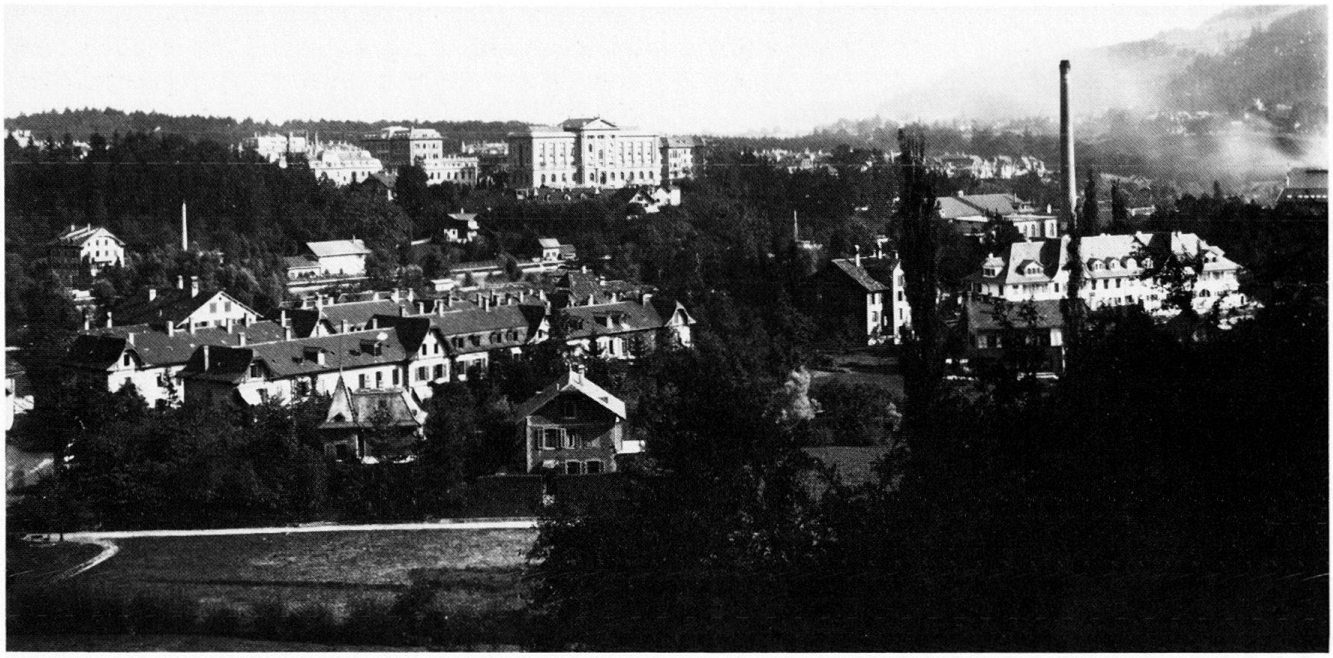


Abb. 91 Bern. Blick von der Kleinen Schanze auf die Einfamilienhauszeilen Marzilistrasse Nrn. 10–22 und 10a–22a. Rechts Überbauung Erlenweg und Hochkamin der Dampfzentrale. Im Hintergrund Kirchenfeld mit Bundesarchiv. Photographie um 1912.

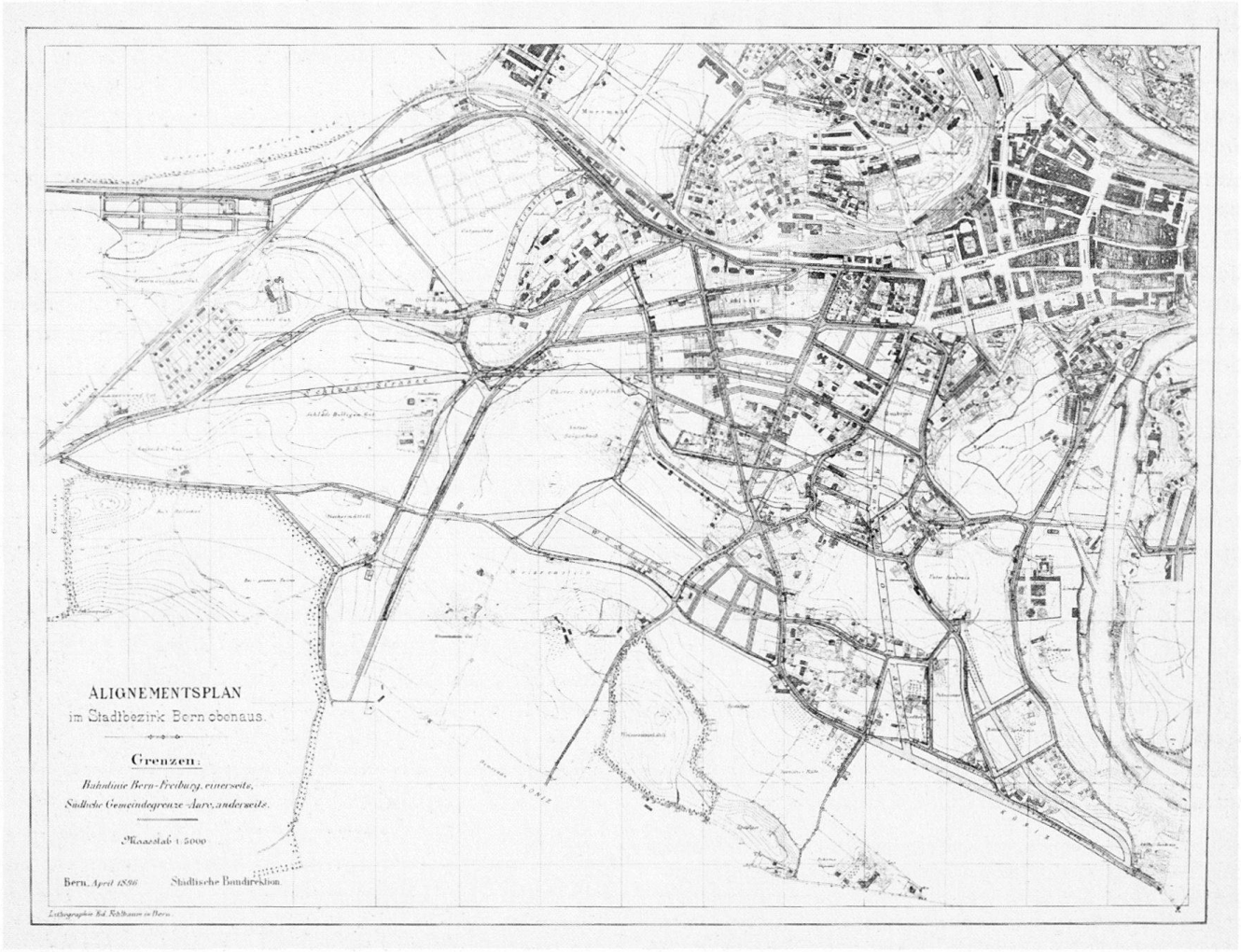


Abb. 92 Bern. *Alignementsplan im Stadtbezirk Bern obenaus* 1896 der Städtischen Baudirektion, Massstab 1:5000. Lithographie Ed. Fehlbaum. Stadtarchiv Bern (Grosjean 1960, Plan-Nr. 1497). Der Bezirk obenaus umfasst die heutigen Quartiere Marzili-Sandrain, Mattenhof-Monbijou, Weissenbühl-Weissenstein und Holligen-Fischermätteli. Auf dem Original Strassenzüge gelb eingetragen.

ten vor allem als Belustigungsorte[202]. Im Wettbewerb für das Flussbad Marzili 1923 (Marziliinsel und Kleine Aare) gewann Hans Beyeler den ersten Rang[203].

Die quartiermässige Bebauung des Marzili reicht in die späten 1860er Jahre zurück. Die sieben sandsteinernen Reihen-Miethäuser *Aarstrasse* Nrn. 102–108/*Ländteweg* Nrn. 1–5 (1869) trugen ersten städtischen Charakter ans dortige Aareufer. Der Bau der nahen *Dalmazibrücke* 1871–1872 erschloss das Dalmazi, während die 1885 eröffnete *Marzilibahn*, Europas kürzeste, öffentliche Standseilbahn, den Aufstieg zur Stadt erleichterte. 1890 wurde die gassenmässige Überbauung *Marzilistrasse* Nrn. 10–22/10a–22a bewilligt. Einheitliche Zeilen Häusergruppen entstanden nach 1900 an der *Brückenstrasse* (1903) und am *Erlenweg* (seit 1908). Ein erster Alignementsplan für das vom Sulgenbach durchflossene Marzilimoos (mit Sulgenbachkanalisation und Geländedrainage, Verbot von Fabriken) wurde 1909 vom Regierungsrat genehmigt[204]. Zwischen Ober- und Mittelsandrain, unweit einer 1857 erb. Salpeterraffinerie und Schrapnellfabrik (Dorngasse) entwickelte sich seit 1874 die Arbeiter- und Handwerkersiedlung Schönau (s. *Schöneggweg*). Schwierige Terrainverhältnisse und das Vorhandensein industrieller Betriebe wirkten sich auf die Entwicklung des Quartiers hemmend aus[205].

2.8.4 Mattenhof-Monbijou

Vgl. Plan-Abb. 136

Der Name Mattenhof bezeichnet seit der Mitte des 19. Jh. den Stadtraum zwischen *Hirschengraben, Eigerplatz* und *Brunnmattstrasse*. Monbijou zwischen Hirschengraben und Sulgenbach erinnert an das frühere barocke Landgut gleichen Namens (s. *Monbijoustrasse*). Bis um 1840 waren Mattenhof und Monbijou ländliche Gebiete mit Gutshöfen (Inselscheuer, Besenscheuer, Äusseres Sulgenbachgut, Scheuermattgut u. a.), durchflossen von Wasserläufen. Am *Sulgenbach* etablierten sich schon im Mittelalter Gewerbebauten wie Müllereien und Färbereien mit der Siedlungsbezeichnung Sulgen. Die Wasserkraft bestimmte auch im 19. Jh. die Standorte zahlreicher Gewerbebetriebe (s. *Brunnhofweg, Giessereiweg, Philosophenweg, Scheuerrain, Sulgenrain*)[206]. Die alte Könizstrasse (heute *Monbijou-* und *Mühlemattstrasse*) war bis 1860 (Bau der *Belpstrasse*) die wichtigste Nord-Süd-Verbindung. Zwischen Sulgenbach im Süden und der *Villette* im Norden, der vornehmen Vorstadtbebauung aus den 1840er Jahren *(Laupenstrasse)*, begann sich nach 1850 eine gesamthaft betrachtet lose und uneinheitliche Siedlungsstruktur zu entwickeln, die den Mattenhof grösstenteils noch heute prägt.

1865 lag ein *Entwurf über das Strassennetz im Vorland der Kleinen Schanze* vor. 1869 wurde im Rahmen der gesamtstädtischen Stadterweiterungsverordnung auch ein Strassennetzplan für Mattenhof und Monbijou vorgestellt: Vom Gebiet der Kleinen Schanze sternförmig ausgehende «Radialstrassen» (*Laupenstrasse, Effingerstrasse* als westl. Verlängerung der Bundesgasse, *Monbijoustrasse* und *Sulgeneckstrasse*). Als «Ringstrassen», die in regelmässigen Abständen die genannten «Radialstrassen» verbinden sollen, wurden vorgeschlagen: eine «Grosse Ring-

Abb. 93 und 94 Bern. Geschlossene Wohn- und Geschäftshausüberbauung im Bereich der ehem. Inselscheuer. Links Monbijoustrasse Nrn. 6–12 und Hofseite Gutenbergstrasse Nrn. 1–5. In der Baulücke steht seit 1909 das Druckerei- und Verlagshaus «Der Bund», Effingerstrasse Nrn. 1–3 (rechts). Photographie vor 1909 und Federzeichnung von Adolf Tièche Sohn um 1912.

strasse» mit Marktplatz und Promenade samt nördl. Fortsetzung durch das Länggasse-Quartier *(Bühlstrasse)* und eine «Äussere Ringstrasse». Modifiziert und redimensioniert wurde der Strassennetzplan 1873 genehmigt. *Schwarztorstrasse* mit *Zieglerplatz, Zieglerstrasse* und *Mattenhofstrasse* folgen beschränkt dieser Ringstrassen-Planung, allerdings ohne grosse architektonische Auszeichnung[207].

Städtebaulich verschiedene Konzentrationen entwickelten sich in den 1860er Jahren: repräsentativ städtisch-geschlossen am *Hirschengraben*, beinahe dörflich locker im Bereich des engen Strassendreiecks *Zieglerstrasse, Mattenhofstrasse, Belpstrasse.* Sprungartig stiegen die Bodenpreise an den stadtnahen Ausfallachsen, an denen grosse Wohn- und Geschäftshauskomplexe entstanden *(Laupenstrasse, Effingerstrasse, Monbijoustrasse)* (Abb. 93). An den Südhängen der Villette *(Choisystrasse, Schlösslistrasse)* und des Blumenrains *(Rainmattweg, Blumenrain)* entwikkelten sich dagegen durchgrünte Villenstrassen, z.T. in dichter geschlossener Bauweise (*Rainmattweg* Nrn. 3–19, *Effingerstrasse* Nrn. 38–60)[208]. Entscheidend günstiger entwickelten sich die Bodenpreise vor 1920 abseits der Tramlinien Monbijou-, Laupen- und Belpstrasse. Die Landpreise an der *Cäcilien-* und *Lentulusstrasse* beispielsweise blieben 1904–1920 beinahe stabil[209]. Grössere Grünflächen haben sich vor allem in der Villette (z.B. Kocherpark) und im Monbijou erhalten. Der heutige Florapark ist Teil des früheren Monbijoufriedhofes (*Sulgeneckstrasse*, bei Nr. 26).

2.8.5 Weissenbühl-Weissenstein

Vgl. Plan-Abb. 136–137

Das einstige Wiesland zwischen Sandrain und Steinhölzli trägt den Namen des früheren Landgutes Weissenbühl, das um 1904 der Überbauung *Seftigenstrasse* Nrn. 25–29 weichen musste. Entwicklungsgeschichtlich ist das Weissenbühl eng mit dem Mattenhof verbunden, dessen südliche Fortsetzung es bildet. Etwa gleichzeitig mit dem Strassennetz-Entwurf im Mattenhof (1865) und dem starken Anwachsen der dortigen Bodenpreise setzte die Bautätigkeit allmählich auch hier ein (z.B. am *Weissenbühlweg*), konzentriert allerdings erst nach 1890. Die Einrichtung der privaten Pferdeomnibuslinie Bärenplatz–Mattenhof–Weissenbühl–Kleinwabern 1890 und die Inbetriebnahme der Dampftrambahn auf der gleichen Linie bis Grosswabern 1894 rückten das entferntere Weissenbühl in Stadtnähe. Die Trambahn bedingte eine Verbreiterung der *Seftigenstrasse.* Private Bauunternehmer erstellten gleichzeitig Querstrassen, die später von der Gemeinde übernommen wurden. Hebeisen 1920:

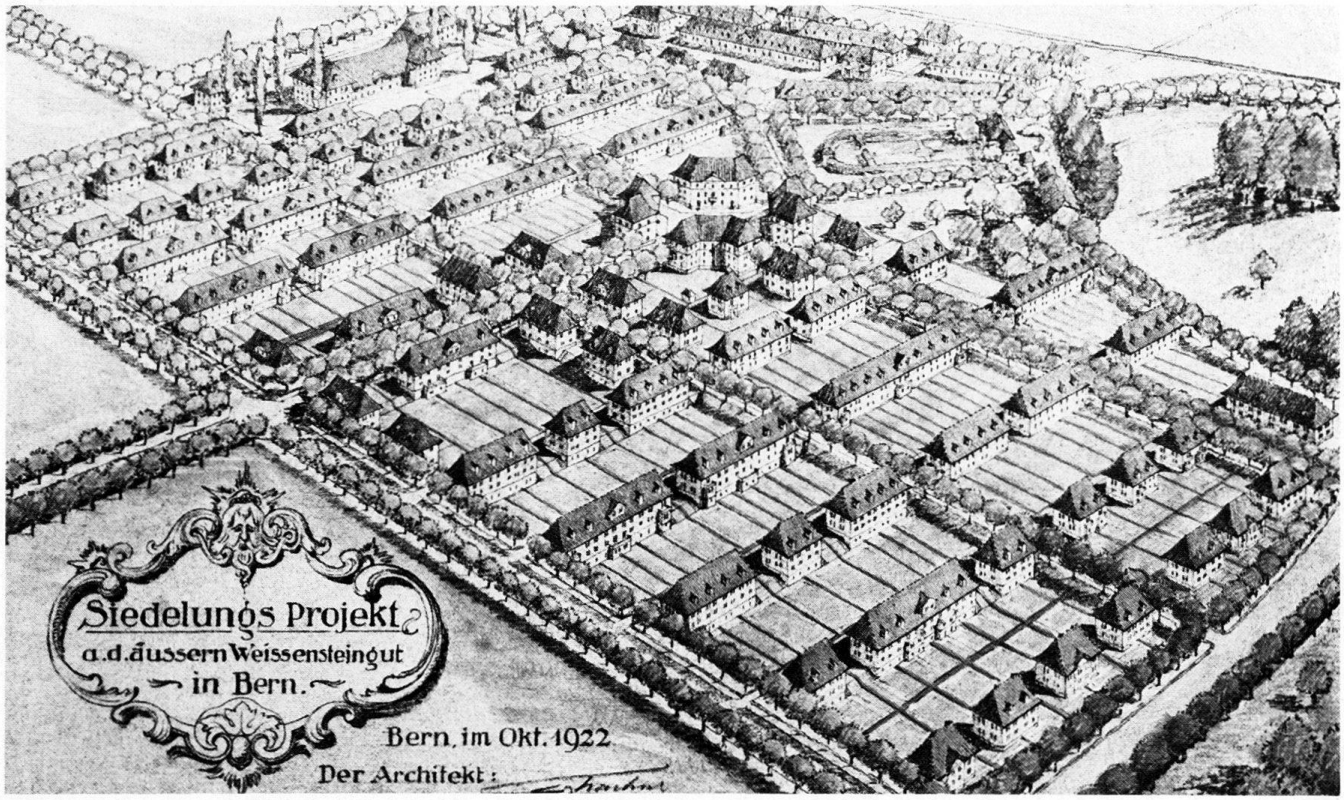


Abb. 95 Bern. Eisenbahner-Genossenschaftssiedlung Weissensteingut, östlicher Teil mit Mon-Repos-Hügel. Zeichnung von Franz Trachsel 1922. Oben links das aus dem 18. Jahrhundert stammende Landhaus Weissenstein.

«Das nun einsetzende sprunghafte Emporschnellen der Bodenpreise im ganzen Quartier – um so höher natürlich dort, wo die Strassenbahn die bequemste Verbindung mit der Stadt herstellte – zeigt den Einfluss guter Verkehrsverhältnisse wieder[210].» Südlich des vor 1845 erb. Beaumont-Gutes (Gelände der beiden Villen von Christian Trachsel *Seftigenstrasse* Nrn. 2 u. 6) entstand nach 1893 das seiner Lage und Wohnlichkeit wegen bevorzugte Beaumont-Quartier. Heute dicht überwachsene Vorgärten trennen die meist zweigeschossigen, in spätklassizistischer Vornehmheit erstellten Ein- und Mehrfamilienhauszeilen *(Armandweg, Balmweg, Beaumontweg, Steinauweg, Werdtweg).*

Die Eröffnung der Gürbetalbahnlinie 1901 (s. *Bahnareal*) trennte nicht nur das Weissenbühl vom Steinhölzli, sondern brachte mit der Station Weissenbühl, dem sogenannten Südbahnhof, auch eine neue Verkehrsmöglichkeit, die sich in den repräsentativen, städtischen Überbauungen der *Chutzen-* und *Südbahnhofstrasse* baulich niederschlug[211]. Im mittleren Bereich zwischen Eigerplatz und Station Weissenbühl entstand 1904–1906 im Geviert *Seftigenstrasse* Nrn. 25–29/ *Weissenbühlweg/Morellweg/Holzikofenweg* eine Grossüberbauung mit für Bern ungewöhnlich virtuoser Jugendstil-Bauplastik. Eine weitere Verkehrserleichterung zur Innenstadt brachte 1912 die Eröffnung der durchgehenden *Monbijoustrasse* mit ihrer Tramlinie.

Auf der Geländeterrasse zwischen Holligen und dem Liebefeld (Gemeinde Köniz) wurde 1919–1925 die grossflächige Eisenbahner-Siedlung Weissenstein nach Plänen von Franz Trachsel und Otto Ingold erbaut. Der aus dem 18. Jahrhundert stammende Landsitz *Weissensteingut* (Hauensteinweg Nr. 12) bildet als erweiterter Bau nicht nur Point de vue und Zentrum mit Läden und Gemeinschaftsräumen für die ganze Siedlung, sondern bestimmt auch den neubarokken Grundtypus der Doppel- und Mehrfamilienhäuser: schlichte, in der Regel zweigeschossige Walmdachbauten mit Eingangsrisaliten. Grosszügige Alleeachsen und Zentralplätze unterstützen den angestrebten orthogonalen Siedlungscharakter. An der Kreuzung Dübystrasse/Martiweg übereckgestellte Platzbebauung. Strassenbezeichnungen wie Brünigweg, Bundesbahnweg, Gotthardweg, Hauensteinweg, Lötschbergweg, Rickenweg und Simplonweg unterstreichen die berufliche Ausrichtung der Bewohner. Vor dem Weissensteingut antikisierendes Vasendenkmal von F. Trachsel und Bildhauer Etienne Perincioli. Neben der Cité-jardin coopérative d'Aïre in Genf und dem Freidorf in Muttenz eine der bedeutendsten genossenschaftlichen Gartenstadt-Siedlungen der Schweiz[212] (Abb. 95).

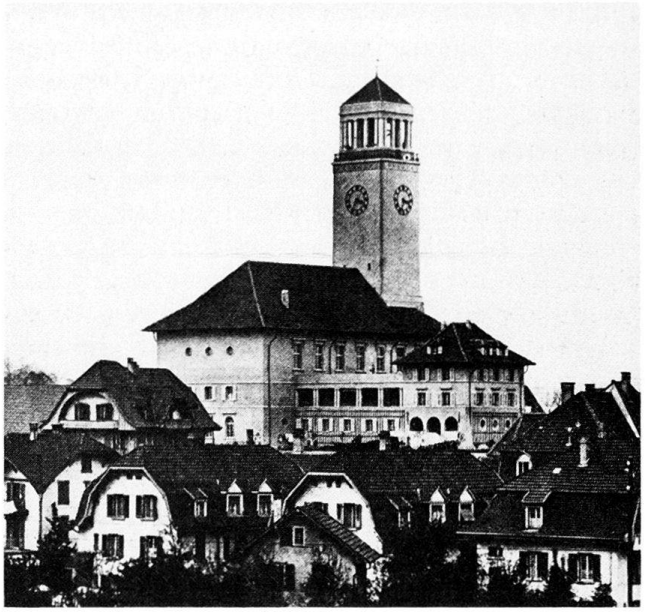


Abb. 96 Bern. Holligen-Fischermätteli. Friedenskirche, erbaut 1917–1920 von Karl Indermühle, und die ihr zugeordnete Wohnhaus-Überbauung am Vejelihubel. Photographie 1923. Aus: *Werk* 10 (1923), S. 111.

2.8.6 Holligen-Fischermätteli

Vgl. Plan-Abb. 137

Holligen-Fischermätteli, der westlich an den Mattenhof anschliessende Stadtbereich, besitzt keinen einheitlichen Quartiercharakter. Noch bis zum Bau des grossen Inselspital-Komplexes 1881–1884 (*Freiburgstrasse* Nrn. 6–46) war dieser, bis zur Eingemeindung von Bümpliz westlichste Stadtraum weitgehend unbebaut. Unter den wenigen Landsitzen ist das aus dem 15. Jahrhundert stammende Schloss Holligen (Holligenstrasse Nr. 44) zu nennen[213]. Landschaftlich ins Gewicht fallende Elemente setzten 1860 der Bahndamm der Linie Bern–Freiburg sowie der 1865 eröffnete Bremgarten-Friedhof *(Murtenstrasse).*

Die Inbetriebnahme der Tramlinie Bärengraben–Bahnhof–Bremgarten-Friedhof 1890 sowie verschiedene Strassenausbauten und die Bahnüberbrückung nach der Länggasse bei der Linde liessen vor der Jahrhundertwende im Nahbereich der Bahnlinie erste Überbauungen folgen[214]. In Ausserholligen beim Weyermannshaus- oder Steigerhubel-Gut erstellte die Einwohnergemeinde bis 1920 ein Arbeiterwohnquartier *(Bahnstrasse, Eggimannstrasse, Krippenstrasse).* Die Eröffnung der Gürbetalbahn mit der Station Fischermätteli 1901 löste die konzentrierte Wohnhaus-Überbauung *Fischermättelistrasse–Forsthausweg* aus.

Eine städtebaulich-landschaftliche Gesamtpla-

nung erforderte das Überbauungsprojekt *Vejelihubel,* dem 1915 ein Wettbewerb für die Friedenskirche samt Pfarrhaus vorausging (Abb. 96, *Kirchbühlweg* Nrn. 23–25). Der weithin sichtbare Hügel wies dem in der Kriegszeit ausgeführten Monument eine dominierende Stellung zu. Das erstprämierte Projekt von Karl Indermühle ist mit dem sinnigen Kennwort «Wahrzeichen» versehen. Die dem Kirchhügel zugeordnete Überbauung, 1916–1930 weitgehend durch die Baugesellschaft Holligen AG erstellt, trägt einheitlichen Heimatstil-Charakter *(Balderstrasse, Friedensstrasse, Hubelmattstrasse, Kirchbühlweg)*[215].

2.8.7 Länggasse

Vgl. Plan-Abb. 138

Als Länggasse bezeichnet man einerseits die *Länggass-Strasse* (Name offiziell seit 1881), andererseits aber auch den gesamten Stadtraum, der nordwestlich der Altstadt liegt und durch die Bahnanlagen von ihr getrennt ist. Erstmals findet sich die Bezeichnung «Leng Gassen» auf einem Plan von 1580[216]. Der so benannte Stadtteil reicht von der *Grossen Schanze* bis zum Bremgartenwald, von der Bahnlinie Bern–Freiburg im Westen bis zur *Neubrückstrasse* im Osten (Abb. 97). Das ganze Gebiet gliedert sich in die Innere oder Vordere Länggasse und in die Quartiere Stadtbach, Muesmatt, Neufeld und Brückfeld. Die Bezeichnung «Äussere oder hintere Länggasse» umfasst heute jene Gebiete der Muesmatt und des Neufelds, die zu beiden Seiten der Länggass-Strasse liegen[217].

Noch im frühen 19. Jahrhundert waren weite Gebiete unüberbaut, obschon sich bis 1800 zu den alten Landsitzen wie dem Beaulieugut eine grössere Zahl von Sommer- und Landhäusern gesellt hatte. Die nicht unmittelbar an den Strassen liegenden Güter befanden sich in öffentlichem Besitz.

Als städtisches Entwicklungsgebiet stand die Länggasse seit dem Regierungsbeschluss von 1834 zur Abtragung der *Grossen Schanze* in Diskussion. Im selben Jahr erstellte Joh. Daniel Osterrieth einen Stadterweiterungsplan. 1838 folgte der Vermessungsplan von Ch. Peseux und 1839 der Parzellierungs- und Bebauungsplan von Rudolf Stettler[218]. Die grosszügigen Pläne – vor allem im Bereich der Grossen Schanze – kamen allerdings nie zur Ausführung. Die mit der Stadt auf gleichem Niveau liegenden Bauplätze in der *Villette (Laupenstrasse)* wurden anscheinend je-

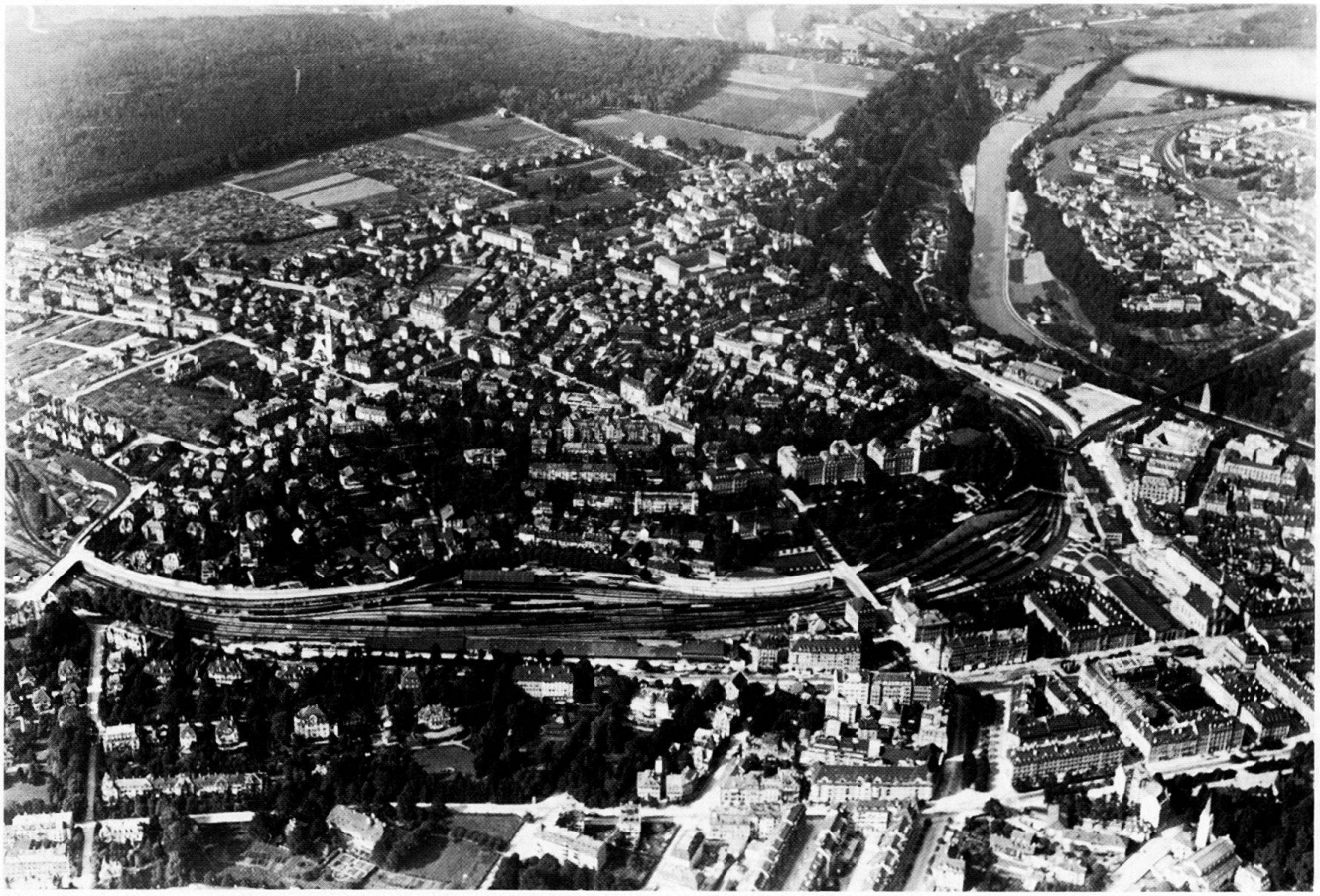


Abb. 97 Bern. Länggass-Quartier und Bremgartenwald nordwestlich des Bahnareals. Vordergrund rechts westliche Altstadt mit Bahnhof- und Bubenbergplatz. Flugphotographie von Walter Mittelholzer (Zürich) vor 1920.

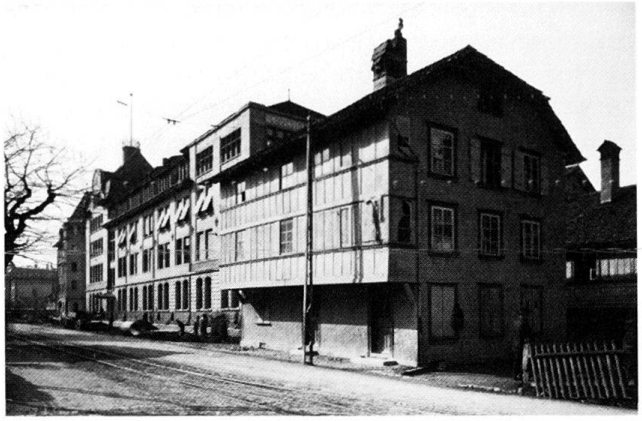


Abb. 98 Bern. Länggass-Quartier. Die starke Durchmischung prägte das Quartierbild: Fabrikationsgebäude Chocolat Tobler, erb. 1899, und Arbeiterhaus aus den 1870er Jahren, abgebr. 1931, an der Länggass-Strasse. Photographie um 1915. Burgerbibliothek Bern.

nen nordwestlich des Bahnareals vorgezogen[219]. Erste villenähnliche Wohnbauten entstanden um 1844 hinter der Grossen Schanze (*Falkenplatz* Nrn. 14–18). Nachdem 1858 der Bahnhof angelegt war, lenkte sich die Aufmerksamkeit der Bauspekulanten dem Hochplateau der Vorderen Länggasse zu[220]. Um die stark einsetzende Bautätigkeit in geordnete Bahnen lenken zu können, sah sich die Stadt zu planerischen und baurechtlichen Massnahmen gezwungen. 1866–1868 wurde die Länggasse als erstes städtisches Quartier vermessen. Ab 1870 erstellte die Einwohnergemeinde in der Vorderen Länggasse ein Strassennetz. 1873 sanktionierte die Regierung den Alignementsplan für die Vordere und 1880 für die Hintere Länggasse[221]. Die Eröffnung der Tramlinie «Hintere Länggass–Wabern« 1895 förderte die Baufreude vorerst in der Vorderen Länggasse. Damals entstanden am *Falkenplatz* und am *Falkenhöheweg* die schlossartigen Bauten in Sichtmauerwerk. Im Jahr der Landesausstellung 1914 auf dem Neufeld und Viererfeld (s. Kap. 2.7 u. Abb. 13) waren grosse Teile dieses Stadtraumes überbaut. An der Stirnseite des durch die Nutzung und Bevölkerungsstruktur stark durchmischten Quartiers bildete sich seit 1876 ein Kranz öffentlicher Bauten (s. *Grosse Schanze, Hochschulstrasse*).

Das südlichste Teilquartier der Länggasse, der Stadtbach, wird durch die Höhen von Donnerbühl und Finkenhubel im Norden, durch die Geleiseanlagen im Süden und durch das Muesmattquartier im Westen abgegrenzt. Die Parzellierung der weiten, sonnigen Mulde begann 1856 im Bereich des heutigen *Wildhainweges*. Servitute über Gebäude- und Baumhöhen sollten die Aussicht gewährleisten[222]. Die Bewohner dieser exklusiven Wohnlage waren nicht begeistert, als von 1860 an am Fuss des Südhanges die Spitalmatte durch den Güterbahnhof überbaut wurde (vgl. *Bahnareal*). Die Verhandlungen mit der Schweiz. Centralbahn wegen der Rauch- und Lärmimmissionen zogen sich bis gegen Ende des Jahrhunderts hin[223]. Dennoch wurden hier um 1880 – drei Jahre vor dem Bau der Kirchenfeldbrücke – die höchsten Bodenpreise Berns erzielt[224]. Später bevorzugten vermögende Bauherren auch den östlichen Plateaurand der Länggasse gegen die Enge (u. a. *Alpeneggstrasse*).

1920 machte Karl Hebeisen die Feststellung, dass die Hintere, von Industriebetrieben geprägte Länggasse «im Laufe der Zeit zum ausschliesslichen Beamten- und Arbeiterwohnquartier» herangewachsen war[225]. Am *Sodweg* erstellte die Baugesellschaft Länggasse 1861 ihre erste Arbeitersiedlung. In den 1870er Jahren folgten die einheitlich konzipierten Häuserzeilen *Bäckereiweg/Konradweg/Wyderrain/Zeltweg* (sogen. Neufeldquartier) und – etwas grosszügiger – im Nahbereich der Eisenindustriebetriebe an der *Fabrikstrasse* die Siedlung *Buchenweg/Forstweg/Schwalbenweg/Tannenweg*. Langgezogene Sichtbacksteinzeilen, erstellt 1891–1899 von Christian Trachsel, reihen sich am *Amselweg, Distelweg, Drosselweg* und an der *Freiestrasse*. «Neu-Amerika» war in den 1870er Jahren nicht nur der Name eines Cafés an der Muesmattstrasse (Nr. 46, heute Länggassstübli), sondern auch der Häuser zwischen *Muesmattstrasse* und *Gewerbestrasse*[226]. Die Erstellung von Hochschulinstituten zwischen Donnerbühl und Muesmatt (*Bühlstras-*

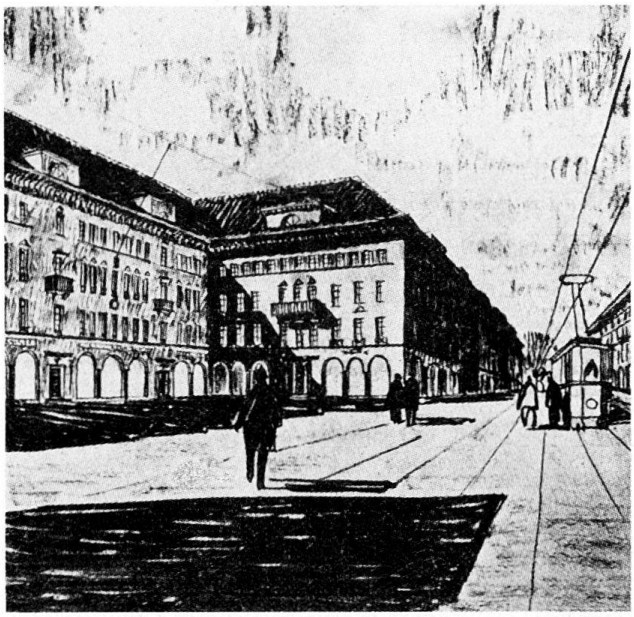


Abb. 99 Bern. Länggass-Quartier. Vorschlag für eine Platzanlage Länggass-Strasse/Bühlstrasse im Wettbewerb für den Ausbau des Länggass-Quartiers 1920 von den Architekten von Gunten & Kuentz. Aus: *Schweizerische Bauzeitung* 77 (1921).

se, Freiestrasse, Sahlistrasse) sowie eidgenössischer Verwaltungsbauten bedingte auch den Bau von Wohnhäusern für Beamte. Den architektonischen Mittelpunkt auf das frühere Muesmattfeld setzte die 1905 nach Plänen von Karl Moser vollendete Pauluskirche (*Freiestrasse* Nr. 10).
Ein 1920 von der Einwohnergemeinde ausgeschriebener *Wettbewerb für den Ausbau des Länggass-Quartiers* bezweckte nebst der Gewinnung geeigneter Verbesserungsvorschläge für das bestehende Strassennetz und deren Bebauung vor allem die Ausgestaltung der öffentlichen Anlagen Neufeld, Mittelfeld und Viererfeld durch Spiel- und Sportplätze. Erwartet wurden auch Projekte zur einheitlichen Gestaltung von Baufluchten, Platzanlagen, Alleen und Vorgärten. Das Preisgericht, dem u.a. Karl Indermühle und Robert Rittmeyer (Winterthur) angehörten, vergaben zwei erste Preise an Hans Beyeler und an die Architekten von Gunten & Kuentz. Beide Eingaben schlugen an der *Länggass-Strasse* architektonisch geschlossene Platzanlagen vor (Abb. 99). Der Wettbewerb bestimmte nur beschränkt die spätere bauliche Entwicklung im Quartier. Walter v. Guntens neuklassizistische Überbauung *Neubrückstrasse/Engestrasse/Bonstettenstrasse* vertritt am stärksten die Wettbewerbsidee (Abb. 302). Das zweitprämierte Projekt von Bösiger & Wipf sah für das Areal an der *Sahlistrasse* bereits eine Bebauung durch Hochschulinstitute vor, die 1930–1931 durch die Architekten Salvisberg & Brechbühl realisiert wurden (s. *Sahlistrasse* Nrn. 6–10)[227].

2.8.8 Enge-Felsenau-Tiefenau

Vgl. Plan-Abb. 139

Etwa drei Viertel der Grenze des sich bis zum Reichenbachwald ausbreitenden Gebietes bildet die stark geschlängelte Aare mit ihren Richtungswechseln. Der stadtseitige, südliche Teil (Enge, Engehalde, Viererfeld) ist noch heute durch grosse Freiräume und Strassenalleen geprägt. Die im 18. Jahrhundert angelegte Engeallee über der Hangkante der Engehalde galt als einer der beliebtesten Promenaden- und Aussichtswege ausserhalb der Stadtmauern[228]. Die von Ulmen gesäumte Doppelstrasse *(Engestrasse)* war auch für Kutschenfahrten bevorzugtes Ziel. Die Innere und Äussere Enge bezeichneten schon früh beliebte Ausflugswirtschaften an der Allee (*Engestrasse* Nr. 54 u. *Reichenbachstrasse* Nr. 2). Die Engeallee und die benachbarten Fel-

Abb. 100 Bern. Aarelauf bei der Felsenau mit Spinnerei und Kraftwerk. Ausblick vom Schulhaus Enge-Felsenau in Richtung Bantiger. Photographie von F. Rohr um 1913.

der (Viererfeld) waren Schauplatz der Schützenfeste 1830 und 1857 sowie der Schweizerischen Landesausstellung 1914 (Abb. 143). Während bei der Schützenmatte, *Neubrückstrasse* und *Engehaldestrasse* im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts einige für die Zeit vorbildliche städtische und kantonale Anlagen entstanden (Reitschule, Tierspital und Veterinär-medizinisches Institut, Schlachthof), konzentrierte sich die Wohnhaus-Überbauung auf das an das Länggasse-Quartier anschliessende Enge-Plateau *(Daxelhoferstrasse, Diesbachstrasse, Engeriedweg, Riedweg).* Die Grundstückpreise entwickelten sich in dieser bevorzugten Lage überdurchschnittlich[229]. 1864 schrieb der Banquier und Promotor der Kirchenfeld-Überbauung Friedrich Schmid, Bern habe zwei Perlen, «die Kleine Schanze und die Enge. Will die Regierung die Eine verhandeln, so soll die Stadt wenigstens die Andere erhalten. Wird aber die Baulust gegen die Enge zu erleichtert, so ist binnen Kurzem die schöne Anlage verdorben...[230]» Schmid bewohnte die nahegelegene Villa Alpenegg (s. *Alpeneggstrasse*). Das *Viererfeld,* in den 1960er Jahren für die Erweiterung der Universität vorgesehen, ist bis heute als Freiraum erhalten geblieben.

Die mögliche Nutzung der Wasserkraft in der Felsenau führte 1864 zur Gründung der dortigen Spinnerei, der ersten eigentlichen Fabrik auf Berner Stadtgebiet. Im unmittelbaren Nahbereich der Spinnerei gruppieren sich nebst der Direktorenvilla die fabrikeigenen Arbeitersiedlungen der Oberen und Unteren Felsenau (s. *Felsenaustrasse*). Von dieser Spinnerei erwarb die Stadt 1906 die Wasserrechte für das Kraftwerk Felsenau (s. *Felsenaustrasse* Nr. 51).

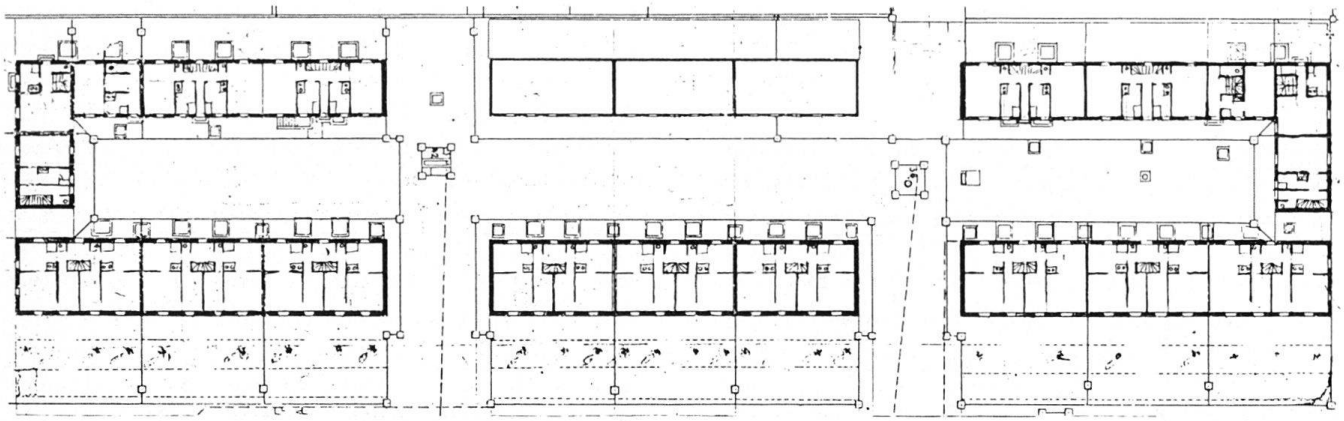
Die Tiefenau spielte bis zum Bau des Gemeindespitals 1912–1913 vor allem strassenpolitisch eine wichtige Rolle. Die vom Kanton 1850 vollendete *Tiefenaubrücke* öffnete einen neuen Weg ins Seeland und nach dem Jura. Das Konkurrenzunternehmen zum Nydeggbrückenbau war von längeren Auseinandersetzungen zwischen Kanton und Burgergemeinde begleitet (s. Kap. 2.3). Ein Entwurf zu einem Alignementsplan Tiefenau wurde an der Städtebau-Ausstellung 1914 vorgelegt[231].

2.8.9 Lorraine

Vgl. Plan-Abb. 140

Als Lorraine wird die Geländeterrasse zwischen dem Tal der Aare und dem höher liegenden Plateau Breitenrain–Spitalacker verstanden. Dem barocken Lorraine-Gut (später Steck-Gut, Lorrainestrasse Nr. 80) gab der «Lothringer-Hauptmann» Johann von Steiger 1705 diesen Namen[232]. Entscheidend verändert wurde die stark durchwässerte Lorraine um 1856 im Zusammenhang mit der Eröffnung des ersten Bahnhofes auf dem *Wylerfeld* 1857 (vgl. *Bahnareal*), mit der Erbauung des Bahndammes mitten durch das Lorraine-Gut *(Dammweg)* und mit der Vollendung der *Eisenbahnbrücke.* Dieser eiserne Gitterträger von Ingenieur Karl von Etzel diente auch als Fussgänger- und Fuhrwerksteg und bildete die erste Hochbrücken-Verbindung von der Stadt zu den Nordquartieren (Abb. 69)[233]. «Vor der Mitte des verflossenen Jahrhunderts dachte kein Mensch, dass auf diesem Areal einst ein Wohnquartier erbaut werden könnte, denn ein grosser Teil der Fläche liegt am Hang der Aare hinunter, vielerorts in jähem Absturze[234].» Mit dem Bahnbau nahmen Landverkäufe und Spekulationen ihren Anfang. Der Parzellierung des einstigen Gutes folgte «ein wildes, planloses, geradezu chaotisches Bauen». Als Baumeister beteiligten sich auch Leute aus Deutschland. Bauinteressierte waren vorerst Handwerker[235]. Die Lorraine entwickelte sich zu einem Arbeiterquartier von minderem Ruf. Bei der Projektierung des vornehmen Quartiers Kirchenfeld in den 1860er Jahren sahen sich die Verantwortlichen veranlasst, Befürchtungen, dass auch dort ein «Lorrainequartier» entstehen könnte, zu entkräften[236]. Noch um 1920 setzte sich die hier ansässige Bewohnerschaft «ausschliesslich aus einheimischen Arbeitern und fremden Elementen zusammen, italienischen und österreichischen Bauhandwerkern, die teils selbständige Wohnungen bezogen, teils als Schlafgänger bei einheimischen Familien Unterkunft fanden». Klagen über sanitarisch ungenügende Wohnungen betrafen meist Häuser oder Baracken in der Lorraine[237].

Mit dem musterhaften *Quartierhof* (Abb. 101) entstand 1861–1863 eine Frühform gemeinnütziger Wohnbautätigkeit. In der Baugenossenschaft zur Erstellung billiger und guter Wohnungen waren neben den Architekten Friedrich Salvisberg (Kantonsbaumeister) und Friedrich Studer, Johann Carl Dähler, Dr. med. J. Fr. Albrecht Tribolet und A. von Wattenwyl auch Oberst Jakob Stämpfli, der spätere Bundesrat, vertreten. Die Einladung zur Aktienzeichnung richtete sich an Leute, «welchen das Wohl ihrer Mitbürger am Herzen liegt, denen anstatt ihrer zum Teil elenden Wohnungen gesundere, freundlichere und billigere geboten werden sollen». Die mit Backstein oder Tuffstein ausgemauerten Fachwerke wurden in der Regel mit einem Kalk-Besenwurf verputzt oder geschindelt[238]. Mit den kleinräumig konzipierten Genossenschaftsbauten erhielt die Lorraine vorbildliche Arbeiterhäuser, «die in



ihrem halb ländlichen Charakter wie schüchterne Vorläufer der kommenden Industriekasernen wirken» (heute weitgehend zerstört)[239]. Kleinere und grössere Rieghäuser mit Kleingärten prägen zum Teil noch heute den nordwestlichen Quartierbereich *(Lorrainestrasse, Polygonstrasse, Jurastrasse, Dammweg, Platanenweg, Ulmenweg, Haldenstrasse).* Im Beispiel *Polygonstrasse* Nrn. 5–7 tritt auch der bekannte Villenarchitekt Eduard von Rodt als Entwerfer auf[240].
Für eher städtisch-repräsentativen Charakter sorgten Bauherren, Architekten und Baumeister in der südlichen, brückennahen Zone. Für die dort vorherrschenden Massivbauten wurden auf dem ehem. Steinhauerplatz (heutige Lorraine-Promenade) die rohen Steinblöcke bearbeitet und vorbereitet[241]. An der *Lorrainestrasse* entstanden geschlossene Wohn- und Geschäftshauszeilen, darunter das vor 1900 längste Reihen-Miethaus Berns (Nrn. 2–14). Vorwiegend Bieler Baufirmen, darunter die Baugesellschaft Seeland, überbauten oft unter Verwendung von Gesteinen aus Brüchen am Bielersee das Gebiet *Nordweg, Schulweg, Seelandweg.* Bis zur Eröffnung des quartiereigenen Schulhauses 1880 (*Lorrainestrasse* Nr. 33) erreichten die Schulkinder das Schulhaus Breitenrain jenseits des Bahndammes über den *Schulweg.* Zu den grossen Wohnbauerneuerungen in der Lorraine nach 1920 zählt vor allem der 80 Wohnungen umfassende Komplex *Lorrainestrasse* Nrn. 63–69/*Talweg/Dammweg* (1923).
Mit dem *Inventar Lorraine 1982* (*Inv. Lo. 1982,* vgl. Kap. 4.4) besitzt Bern ein detailliertes Instrumentarium für die Wertung von Strassenräumen und Einzelbauten in diesem Quartier[242].

Abb. 102 Bern. Grosstädtischer Auftakt zum Lorraine-Quartier: Wohn- und Geschäftshauszeile Lorrainestrasse Nrn. 2–14/Schulweg Nr. 15, erbaut 1896 von Otto Lutstorf für die Baugesellschaft Seeland.

2.8.10 Wyler

Vgl. Plan-Abb. 139

Die Eröffnung des Bahnhofes auf dem Wylerfeld am 16. Juni 1857 – bis 1858 Endpunkt der Eisenbahn Olten–Bern – brachte Entwicklung in diese nördliche Randzone. Im Bereich der heutigen Marienkirche wurde 1866 der Schiessstand Wylerfeld in Betrieb genommen (1889 Verlegung weiter nördlich in den Bereich Scheibenstrasse Nr. 65, 1926 auf das Oberfeld in der Gemeinde Bolligen, heute Ostermundigen)[243].
Als wichtiger Arbeitsplatz mit auslösender Quartierentwicklung ist die Eigenössische Waffenfabrik an den Bahnanlagen im Wyler zu nennen, die 1875 an der *Wylerstrasse* Nr. 48 die Produktion aufnahm und 1912 an die *Stauffacherstrasse* Nrn. 59–71 verlegt wurde. Die Ende der 1880er

Abb. 101 und 103 Bern. Quartierhof in der Lorraine, erbaut 1861–1863. Grundriss der Gesamtanlage (links) und Einblick in die 1971 abgebrochene Westpartie. Photographie Denkmalpflege der Stadt Bern.

Jahre geplante Erweiterung der Waffenfabrik, aber auch die allgemeine akute Wohnungsnot führten nach 1889 zum Bau einer der bedeutendsten, heute nicht mehr erhaltenen Berner Arbeitersiedlungen. Der Überbauungsbereich dieser einstigen, mustergültigen Siedlung berührte die *Scheibenstrasse, Standstrasse, Wylerfeldstrasse* und *Wylerringstrasse*. Nach Plänen der städtischen Baudirektion wurde die Siedlung *Wylerfeld* 1889–1890 in vier Etappen erstellt: Doppel- und Reihenhäuser nach 5 Typen, insgesamt 100 Wohnungen. Die erste Serie Doppelhäuser

«wurde wegen des herrschenden Notstandes und der Kürze der für die Ausführung verfügbaren Zeit in Holz erstellt (doppelte Ladenwand mit Hohlraum, aussen Schindelmantel). Die übrigen Häuser erhielten Betonmauern in der Dicke von 30 cm für die Umfassungs- und Scheidemauern; die Kellermauern 40 cm; die Mauern der Abtrittgruben 30 cm. Bei Erstellung der betreffenden Wohnungen war von Anfang an die Zuteilung von Pflanzland zu jeder Wohnung in Aussicht genommen worden, um den Mietern und ihren Familien bei gesunder Beschäftigung im Freien Gelegenheit zu geben, ihren Bedarf an Kartoffeln, Gemüse etc. selbst zu erbauen[244].»

Der Mietpreis der Wohnungen samt Garten betrug monatlich zwischen 22 und 25 Franken. Bewohnt wurde das Quartier vorwiegend von Arbeiterfamilien der nahen Waffenfabrik, von Bahn- und Postarbeitern, aber auch von Handwerkern und Handlangern. Zur Grösse dieser «Colonie» meinte Adolf Lasche 1894:

«Hinsichtlich der allgemeinen Ruhe und Ordnung im Quartier, der Verträglichkeit der Bewohner etc. hat die Erfahrung gezeigt, dass es besser wäre, dergleichen Colonien nicht zu gross zu gestalten, sondern die betreffenden Wohnungen auf verschiedene Vorstadtgegenden zu verteilen, wodurch eine grössere Ansammlung von gleichartigen Elementen vermieden würde... Und wenn dann noch durch Verbreitung unklarer und unausführbarer Theorien über sociale Reformen ein verderblicher Einfluss auf die betreffenden Kreise geübt wird, so werden Zufriedenheit und Freude an der Arbeit untergraben, häusliches Glück und gedeihliches Familienleben auf das Empfindlichste geschädigt[245].»

Durch den Zuzug kinderreicher Familien entwikkelte sich das Wylerfeld zu einem der dichtest besiedelten Stadträume Berns[246]. 1913 stand das grosse Schulhaus Breitfeld (*Standstrasse* Nr. 61) für Wyler und Breitenrain bereit. An der Städtebau-Ausstellung 1914 in Bern wurde ein weiterer *Entwurf zu Wohnbauten für die Gemeinde Bern auf dem Wiler* präsentiert (3 Gebäudegruppen mit insgesamt 11 Häusern und 79 Wohnungen)[247]. Eine grossräumige Fortsetzung erfuhr der genossenschaftliche Wohnungsbau durch die von der Baugenossenschaft Wylergut 1943–1946 erbaute Siedlung *Wylerdörfli* mit 506 Wohnungen zwischen *Polygon-* und *Haldenstrasse* (A: F. Trachsel & F. Steiner)[248].

2.8.11 Breitenrain-Spitalacker

Vgl. Plan-Abb. 140

Breitenrain und Spitalacker sind in baugeschichtlicher Hinsicht gemeinsam zu betrachten. Sie bilden den Kernteil der Nordquartiere. Als Breitenrain wird heute jener Teil der Hochebene nördlich des Tals der Aare bezeichnet, der zwischen Lorraine, Wyler, Wankdorffeld und Spitalacker liegt. Ursprünglich trug nur das leicht abfallende Gelände zwischen *Nordring, Birkenweg, Scheibenstrasse* und *Breitenrainstrasse* diesen Namen. Der nordöstliche Bereich des Breitenrains wird auch als *Breitfeld* und der östliche als *Beundenfeld* bezeichnet[249]. Der Spitalacker, dessen Name an den Burgerspital, Besitzer vor der Parzellierung, erinnert, umfasst den südlichen Teil der Hochebene von der Höhe des Altenbergs in Richtung Breitenrain und Beundenfeld. Im Gegensatz zu Breitenrain, Lorraine und Wyler setzte die Bebauung auf dem Spitalacker erst nach dem Volksbeschluss zum Bau der *Korn-*

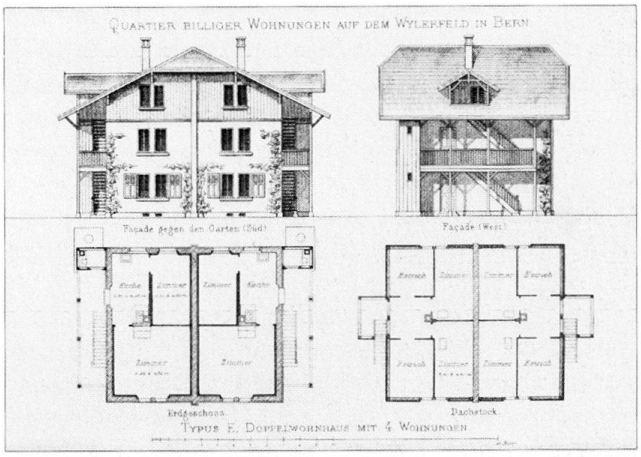


Abb. 104 Bern. «Quartier billiger Wohnungen auf dem Wylerfeld in Bern». Haus-Typus E: Doppelwohnhaus mit 4 Wohnungen und seitlichen Lauben. Lithographie Gebr. Kümmerly in: Adolf Lasche, *Die Erstellung billiger Wohnungen durch die Gemeinde Bern*, Bern 1894.

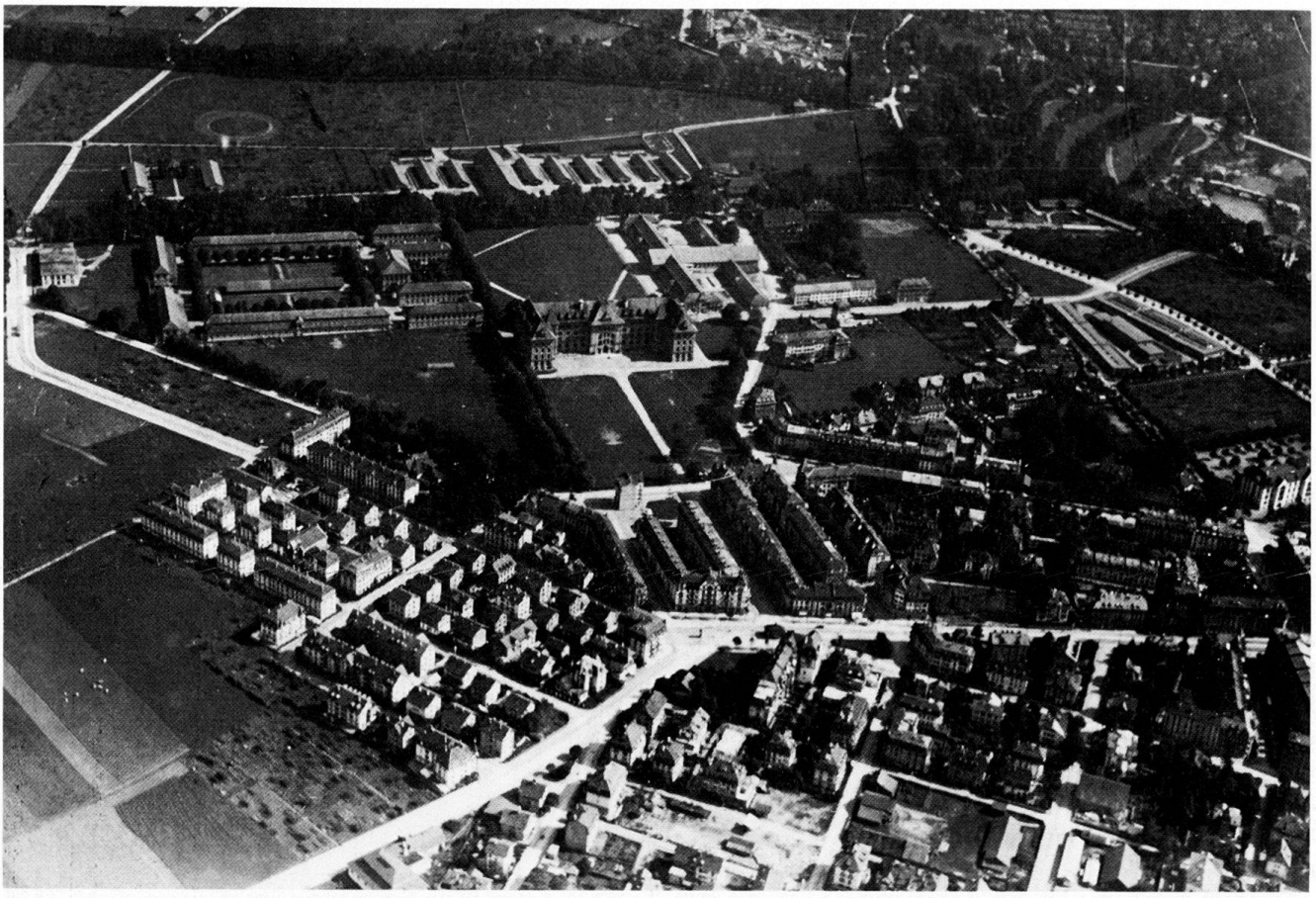


Abb. 105 Bern. Breitenrain mit Militäranstalten auf dem Beundenfeld. Im Vordergrund Breitenrainplatz und Stauffacherstrasse. Flugphotographie von Walter Mittelholzer (Zürich), vor 1920.

hausbrücke vom 23. Oktober 1892 ein. Die frühere Besiedlung des Breitenrains und der Lorraine Ende der 1850er Jahre stand in Zusammenhang mit der Eröffnung des provisorischen Bahnhofes Wyler (vgl. *Bahnareal*) und der Fertigstellung der *Eisenbahnbrücke* 1858, einer direkten Verbindung zur Stadt. Der Bahndamm der Centralbahn Bern–Olten trennte die Quartiere Lorraine und Breitenrain *(Dammweg, Nordring)*. Die frühe Bebauung im Bereich *Turnweg, Pappelweg* um 1870 ist jener der Lorraine verwandt. Bis 1880 diente das 1865 von beiden Quartieren gemeinsam erstellte Schulhaus Breitenrain (*Breitenrainstrasse* Nr. 42, *Schulweg*).

Die Verlegung der kantonalen Militäranstalten (Kaserne, Stallungen, Zeughäuser) 1873–1878 aus der Stadt auf das Beundenfeld (1890–1893 auch die eidgenössischen Zeughäuser und Pferdestallungen) liess im Breitenrain die grösste zusammenhängende Überbauung entstehen. Nicht nur führen die *Militärstrasse, Herzogstrasse* und *Kasernenstrasse* rechtwinklig zur Kaserne, sondern sind auch in ihrer Benennung auf dieses Areal bezogen. Die Herzogstrasse, 1893 auch als «Breitenrain-Avenue» bezeichnet, gehörte ursprünglich zum *Breitenrainplatz*[250] (Abb. 309).

Mit der Muesmatt (Quartier Länggasse) zählte der Breitenrain anfangs der 1890er Jahre zu den am stärksten anwachsenden Stadtgebieten[251]. Ein Quartier für die soziale Mittelschicht, das Hans Bloesch 1912 als «charakterlose Vorstadt» bezeichnete, «da das erschlossene Terrain dem rücksichtslosesten Spekulantenbau bedingungslos ausgeliefert wurde»[252]. Im Bereich *Beundenfeld-, Moser-* und *Spitalackerstrasse* sowie am *Waldhöheweg* erwarb 1895 eine «Terrainbaugesellschaft» grosse Teile des einstigen Brunner-Gutes für den Wiederverkauf an interessierte Bauunternehmer[253]. Die Reihen-Miethausbebauung konzentrierte sich anfänglich auf die Hauptverkehrsachsen, in früher Form etwa an der Ecke *Spitalackerstrasse* Nrn. 70–74/*Breitenrainstrasse, Beundenfeldstrasse* und *Rodtmattstrasse*. Gewerblich genutzte Erdgeschosse und markante Eckausbildungen (beispielhaft gegenüber der Johanneskirche in der Ausfächerung der *Breitenrain-, Spitalacker-* und *Optingenstrasse* und am *Breitenrainplatz*) unterstreichen das städtische Gepräge. Für Bern selten sind die giebelständigen, monumentalen Seiten- und Eckabschlüsse am *Breitenrainplatz* (Nrn. 26–30, 38–40, *Moserstrasse* Nr. 52)[254]. Durch zahlreiche Alleepflan-

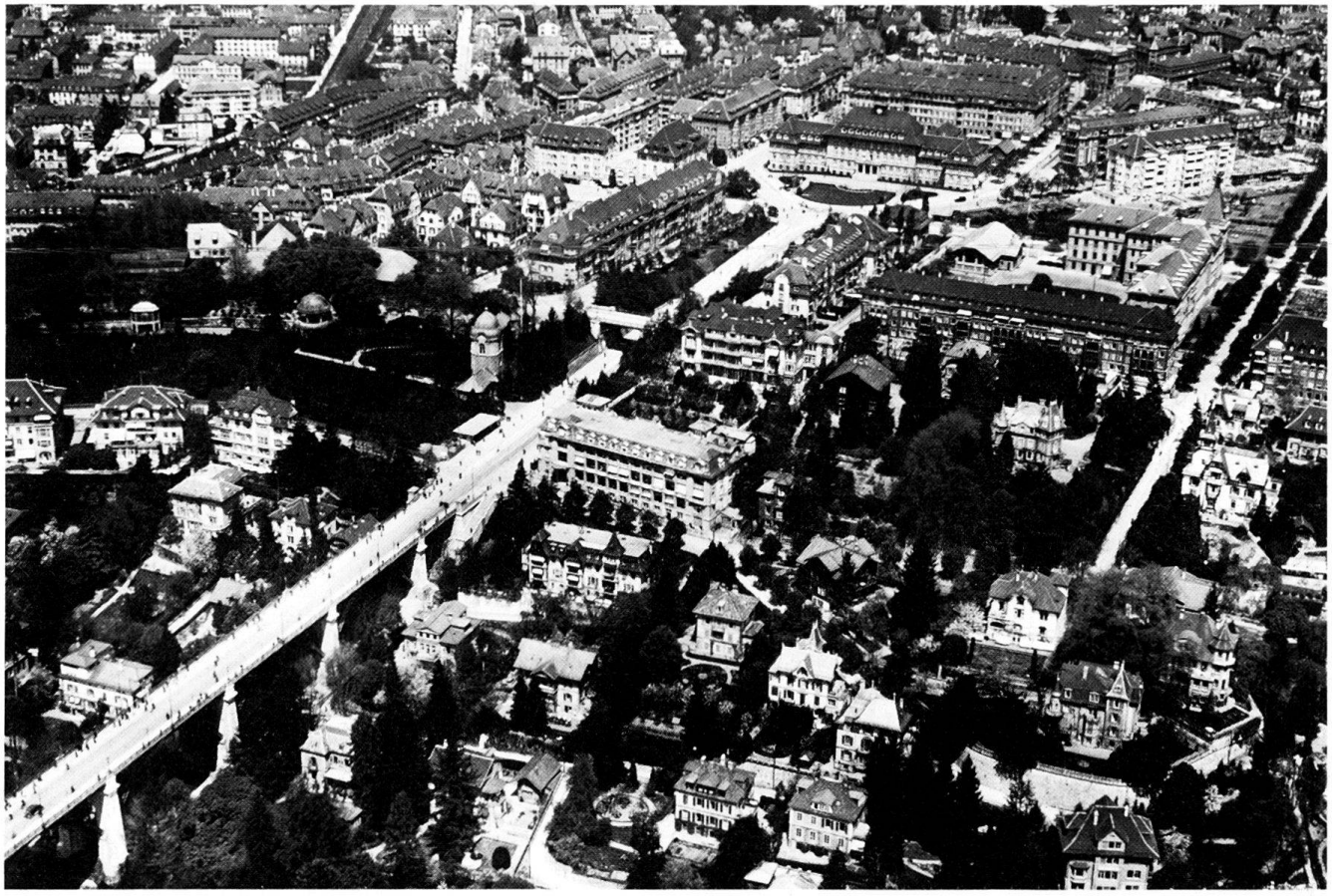


Abb. 106 Bern. Rabbental mit Achse Kornhausbrücke–Kornhausstrasse–Viktoriaplatz. Mitte links Kursaal Schänzli, dahinter Viktoriarainquartier. Flugphotographie von Walter Mittelholzer (Zürich), 1929.

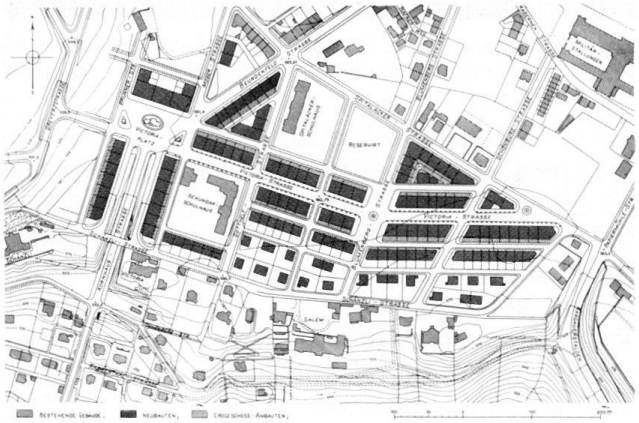
zungen erfuhr das Quartier eine starke Durchgrünung (*Beundenfeldstrasse, Blumenbergstrasse, Greyerzstrasse, Gotthelfstrasse, Kornhausstrasse, Kyburgstrasse, Papiermühlestrasse, Spitalackerstrasse, Viktoriarain, Viktoriastrasse*).

Nördlich der Breitenrainstrasse und Militärstrasse entstanden über weite Flächen dichte Mehrfamilienhausüberbauungen, deren schmale Vorgärten den Wohncharakter der Quartierstrassen unterstreichen (*Allmendstrasse, Birkenweg, Breitfeldstrasse, Elisabethenstrasse, Meisenweg, Schützenweg, Waffenweg, Wylerstrasse, Zeigerweg, Zielweg* u.a.). 1901 erreichte die Tramlinie Burgernziel – Kornhausplatz – Kornhausbrücke – Viktoriaplatz den Breitenrainplatz, 1910 anlässlich des Eidgenössischen Schützenfestes auf dem Wankdorffeld bis *Papiermühlestrasse* weitergeführt.

Die der *Kornhausbrücke* naheliegenden Gebiete wurden erst nach 1900 überbaut, obschon die Landverkäufe mit dem Brückenbau um 1892 einsetzten. Grosse Landflächen sicherte sich die Einwohnergemeinde in erster Linie für die Gestaltung des nördlichen Brückenausganges *Kornhausstrasse–Viktoriaplatz* und «in zweiter Linie, um für künftige Gemeindebauten (z.B. Schulhäuser) billigen Boden zu besitzen» (Schulhäuser Spitalacker u. Viktoria, s. *Gotthelfstrasse* Nr. 40 u. *Viktoriastrasse* Nr. 71). Und in dritter Linie, «um im vorderen Spitalacker Richtlinien einer schönen und planmässigen Überbauung bestimmen zu können»[255].

Der *Viktoriaplatz,* in den der ansteigende Einschnitt der Achse Kornhausbrücke–Kornhausstrasse mündet, ist der eigentliche Quartiereingang Breitenrain–Spitalacker. In der Konsequenz der Kirchenfeldplanung und der projektierten Nord-Süd-Überbrückungen Spitalacker–Altstadt–Kirchenfeld wurde der Viktoriaplatz 1881 als sternförmiger Verteiler vorgesehen, ein städtebauliches Gegenstück zum *Helvetiaplatz* auf dem Kirchenfeld, s. auch Kap. 2.8.14 (Abb. 119). Der Wunsch der Stadt, am Viktoriaplatz das Bundesarchiv zu erstellen, vermochte die im Kirchenfeld tätige Berne-Land-Company zu verhindern[256]. Grundlage für die orthogonale Bebauung von Viktoriaplatz samt Brückenzufahrt sowie des Spitalackers bildete ein erster, 1904 von der städtischen Baudirektion erstellter Alignementsplan, dem 1907 ein Abänderungsvorschlag des Bernischen Ingenieur- und Architektenvereins (SIA) folgte[257] (Abb. 107 u. 108). Unter dem

Einfluss von Camille Sittes Städtebaukritik – gebogene Strassen seien geraden vorzuziehen – stand die Diskussion um den Versuch, «die Eigentümlichkeiten der alten Stadt auf das Quartier zu verpflanzen, gegenüber»[258]. Als begrüssenswert wurde der Gedanke bezeichnet, «die Lauben auch in den Vorstadtquartieren soweit möglich einzuführen»[259]. Die Hochstrassen beidseits der Kornhausstrasse und der Viktoriaplatz mit den dominanten Verwaltungsbauten Nrn. 2 und 25 wurden zwischen 1910 und 1920 bebaut. Das *Spitalackerquartier* zwischen Viktoriastrasse und Schänzlistrasse, auf das sich die genannte Auseinandersetzung hauptsächlich bezog, wurde erst 1926–1933 durch die Architekten und Bauherren Hans Hubacher, Rybi & Salchli, Wirz & Möri AG, Scherler & Berger, Baugesellschaft Blumenberg AG und Baugenossenschaft Viktoriapark AG realisiert (*Humboldstrasse* Nrn. 5–39, Spitalackerstrasse Nrn. 5–27/*Blumenbergstrasse* Nr. 16a, *Viktoriastrasse* Nrn. 33–69 u. 32–44).
Ab 1909 schoss zwischen Nordring und Viktoriaplatz das sogenannte *Viktoriarainquartier* aus dem Boden, im Volksmund der hohen Zinslastung wegen «Hypothekenfriedhof» genannt[260].



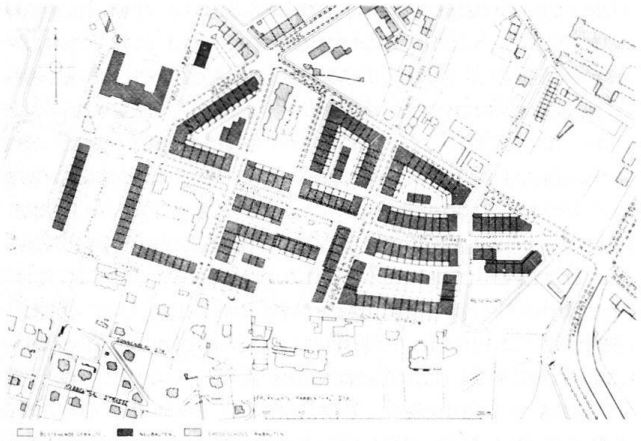


Abb. 107 und 108 Bern. Bebauungspläne für den Spitalacker 1907: Projekt der städtischen Baudirektion (oben) und Projekt des Bernischen Ingenieur- und Architekten-Vereins (SIA). Aus: *Schweizerische Bauzeitung* 49 (1907), S. 260–261.

Basler und Zürcher Kaufleute erwarben 1908 die Grundstücke zwischen Nordring, Breitenrain- und Optingenstrasse und veräusserten diese nach kurzer Zeit mit hohem Gewinn an Wohnbaugenossenschaften, Aktiengesellschaften, Baugeschäfte, Baumeister und Architekten. Die spekulativen Bodenpreise zwangen zum sofortigen Bau[261]. Trotz beachtlichem Niveauunterschied entstand 1909–1917 und nach 1920 das blattförmige Viktoriarainquartier: *Greyerzstrasse, Kyburgstrasse, Nordring, Viktoriarain, Viktoriastrasse* und *Wyttenbachstrasse* als zentrale Achse. Am Bau der viergeschossigen Reihen mit meist doppelten Dachwohngeschossen beteiligten sich folgende Bauherren, Baumeister und Architekten: Ferdinand Ramseyer, Ramseyer & Brechbühler, Friedrich Marbach & Sohn, Gottfried Läderach, Nigst & Padel auf eigene und anderer Rechnung, Rybi & Salchli für Baugesellschaft Schänzlistrasse AG und für Wohnbaugenossenschaft Viktoriarain, Karl Indermühle und Charles Perret für Baugesellschaft Schanzenbergstrasse-Viktoriarain AG, J. Bühler & Studer für Baugesellschaft Greyerzstrasse AG u.a.[262]. In keinem anderen Vorstadtquartier «verdrängte die Mietskaserne die niedrige Bauart dermassen, wie im Spitalakkerbezirk»[263]. Dem grossen Gesamtkonzept der Anlage (Strassenführung, einheitliche Formung der Baukörper) antwortet ein individueller Reichtum im Detail (Eingangs- und Balkonpartien, Dächer, Fassadendekor, Abb. 109 u. 110).

2.8.12 Altenberg-Rabbental

Vgl. Plan-Abb. 140

Das klimatisch äusserst günstige Rabbental («rappe», mittelhochdeutsch, d.h. Traubengrat) wird bereits 1293 als Rebbesitzung Berns urkundlich erwähnt. Heute bezeichnet Rabbental den mit Villen und mit dem Botanischen Garten besetzten Südhang zwischen Kursaal und der Aare[264]. Der Altenberg bildet die östliche Fortsetzung bis zum *Aargauerstalden*[265]. Über Siedlungen und Besitzverhältnisse vor 1850 (barocke Landgüter und Kleinbauten an der *Altenbergstrasse*) berichtet Hugo Haas[266]. Eine Gruppe von Restaurations-, Stall- und Brauereigebäuden am *Uferweg* erinnert an die Brauerein R. Gassner & Cie. (vormals F. & R. Böhlen).
Der bereits 1834 erstellte *Altenbergsteg* sowie die stadtnahe, aussichtsreiche und sonnige Lage begünstigten schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Entwicklung einer von Gelehrten, Ärzten, Beamten, Kaufleuten, Architekten und Künstlern bevorzugten Wohngegend. Im Zusammenhang mit dem Kirchenfeldprojekt stellte Albert Lauterburg 1875 fest:

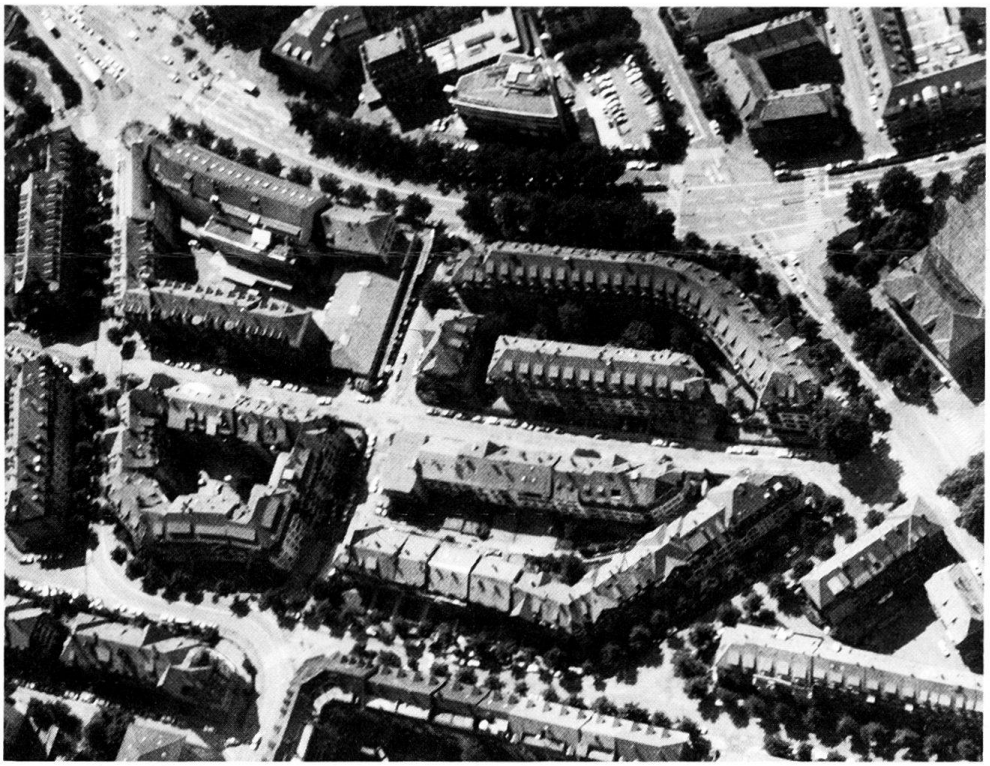


Abb. 109 und 110 Bern. Breitenrain-Spitalacker. Viktoriarainquartier zwischen Nordring und Greyerzstrasse, erbaut 1909–1917 und 1920–1927 von Ramseyer & Brechbühler, Nigst & Padel, Friedrich Marbach, Gottfried Läderach, Rybi & Salchli, Bühler & Studer u.a. Flugphotographie 1982 und Ansicht der Neuüberbauung an der Viktoriastrasse (Postkarte).

«Die Entwicklung der Stadt nach Norden kommt auf der alten Berghalde nur dem Reichen, auf dem Nordabhange der Altenberghöhe hauptsächlich nur dem Theile des Publikums zu Gute, welches durch die Militäranstalten, die eidgen. Waffenfabrik und die in der Lorraine befindlichen Ateliers Verdienst sucht, aber dem eigentlichen Mittelstand, dem Hauptbestandtheile der stadtbernischen Bevölkerung, bietet sie wenig...[267].»

Selbst die durch Terrassierungen und Abstützungen bedingten hohen Baukosten waren kein Hindernis[268]. Die ersten privaten Häuser nach 1850 entstanden im Nahbereich der damaligen Brükkenverbindungen *Altenbergsteg* und *Eisenbahnbrücke* (1858). Gleichzeitig mit der Vollendung der auch dem Fussgänger dienenden Eisenbahnbrücke (Abb. 69) erstellte Baumeister Samuel Fäs neben dem nördlichen Brückenkopf zwei heute nicht mehr erhaltene herrschaftliche Wohnbauten (Bereich Schänzlihalde Nr. 31). Die daran anschliessende Anlage des Botanischen Gartens (1860–1862) verhinderte die Parzellierung des unteren Teils des ehem. Rabbental-Gutes (s. *Altenbergrain*). Johann Carl Dähler (Dähler & Schultz) erstellte nach 1860 das spätklassizistische Villen-Ensemble auf dem östlichen Teil des Rabbental-Gutes *(Rabbentalstrasse, Nischenweg, Oberweg)* (Abb. 111). Kleine Wege und Treppen erschliessen das abfallende Gelände. Um 1870 wurden auf der Schänzli-Terrasse das vornehme Hotel Viktoria und weiter westlich, an der Stelle des heutigen Kursaales, eine Kaffeewirtschaft mit Sommertheater eröffnete (s. *Schänzlistrasse* Nrn. 65 u. 71). Auf der Höhe *Schänzlihalde, Schänzlistrasse* und *Sonnenbergstrasse* entstand vor 1900 eine Gruppe von Spitälern mit benachbarten Schwesternheimen und Arztvillen.

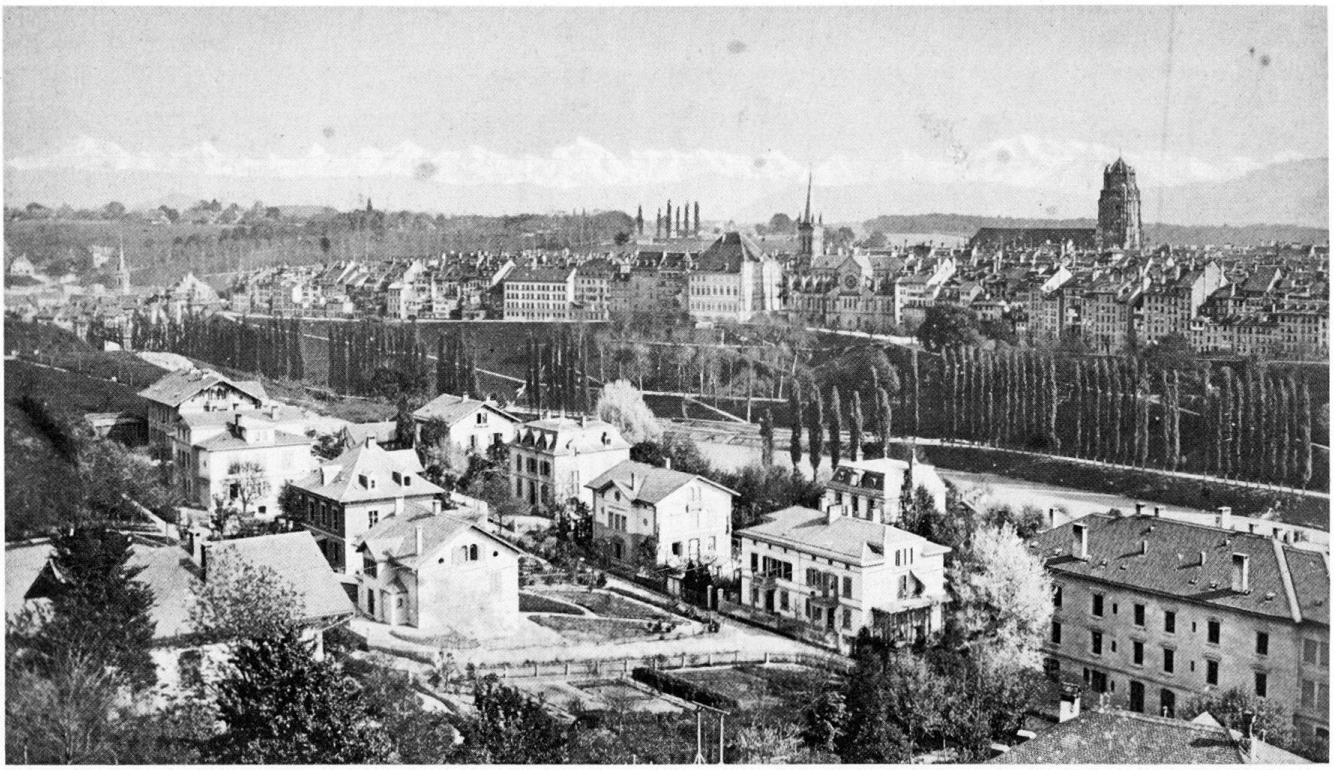
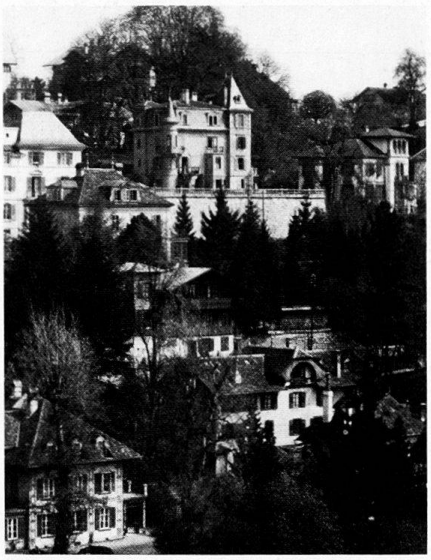


Abb. 111 Bern. Überbauung des östlichen Rabbental-Gutes im Nahbereich des Altenbergsteges (Rabbentalstrasse/Oberweg). Photographie von F. Charnaux (Genf) um 1880.

Erneut stiegen die Grundstückpreise im Zusammenhang mit der Projektierung der 1898 vollendeten *Kornhausbrücke:*

«Es lag auf der Hand, dass der Bau einer Brücke die mannigfaltigsten Interessen berührten und insbesondere die Grundverhältnisse des umgebenden Landes beeinflussen musste, und dass, soweit die Gemeinde als Grundbesitzerin in Betracht kommen konnte, demjenigen Projekte der Vorzug zu geben sei, das ihr Grundeigentum begünstigte[269].»

Der Brückenbau mit seinen breitsohligen Pfeilerbasen auf dem ehem. Moser-Gut veränderte durch seine Höhe und technische Erscheinung die tiefer liegende Villenlandschaft (Abb. 106). Um die Jahrhundertwende konzentrierte sich der Bau von schlösschenartigen Villen und Chalets auf die höher angelegten Hangstrassen (Abb. 106, 112).



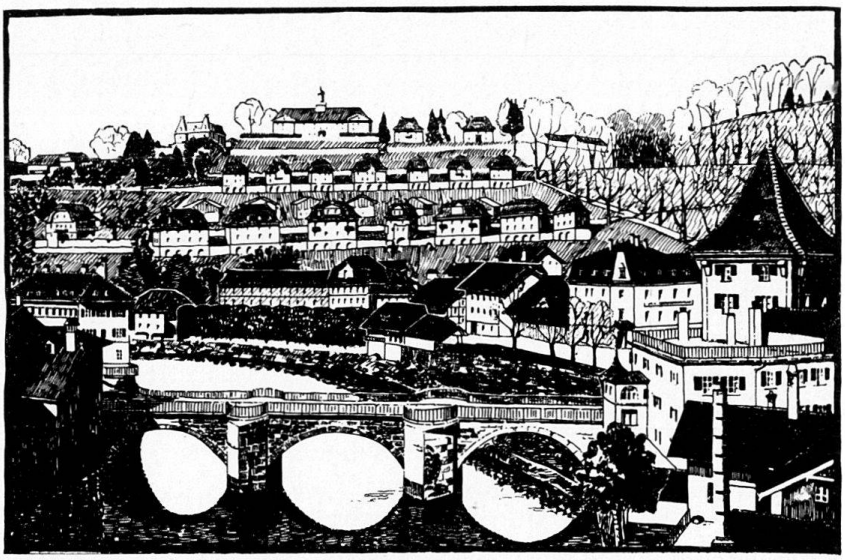


Abb. 112 und 113 Bern. Altenberg-Rabbental. Stadtnahe, sonnige Wohnlage. Über der hohen Stützmauer Villa Magnolia, Sonnenbergrain Nr. 9, rechts davon Nr. 21. Photographie um 1910. – Rechts Projekt «Wohnkolonie am Altenberg» 1923 von Franz Trachsel und Ing. F. Steiner. Ausgeführt wurden die «sieben Bundesräte» (Häuser Oranienburgstrasse Nrn. 1–13) sowie die Reihe von Chalets an der darunterliegenden Lerberstrasse. Blick von der Nydeggbrücke über die Untertorbrücke mit Brückenturm am Klösterlistutz. Holzschnitt in: *Berner Woche* 1923, S. 87.

Im Bereich der Aarekrümmung westlich des Aargauerstaldens bilden die Wohn- und Gewerbebauten *Altenbergstrasse* Nrn. 12, 14, 20–24 das Dörfli *Golaten*, das in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts auch nach dessen Besitzer G. Rudolf Steinegger Steinegger-Dörfli genannt wurde[270]. Erst nach 1920 erfolgte die darüberliegende Hangbebauung. Vom ursprünglichen Projekt einer «Wohnkolonie am Altenberg» 1923 von Franz Trachsel und Ingenieur F. Steiner kam nur die Reihe der sieben, im Volksmund die «sieben Bundesräte» genannten, Wohnhäuser zur Ausführung. Der zentrale, etwas höhere Bau markiert den «Bundespräsidenten» (*Oranienburgstrasse* Nrn. 1–13). Gleichzeitig entstand eine Strasse tiefer, an der *Lerberstrasse*, ein Ensemble von Chalets (Nrn. 12–28)[271] (Abb. 113).

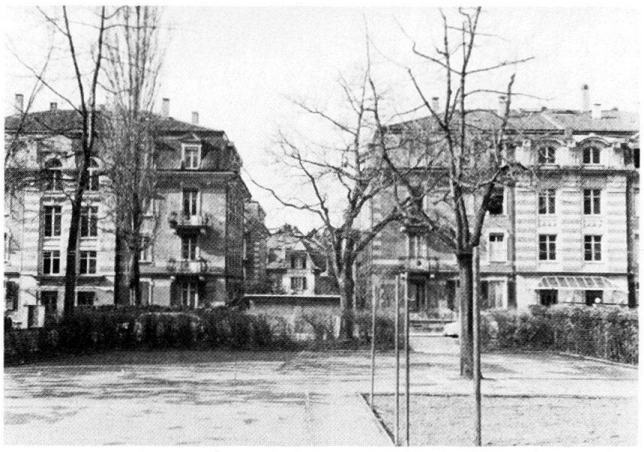


Abb. 114 Bern. Obstberg. Städtisch dichte Überbauung im Geviert Bantigerstrasse/Steigerweg/Erikaweg/Wattenwylweg vom italienischen Baumeister und Bauunternehmer Carlo Paglia (1902).

2.8.13 Obstberg-Schosshalde

Vgl. Plan-Abb. 135, 141

Als Obstberg wird der Moränenbereich südöstlich von *Nydeggbrücke* und *Bärengraben* bezeichnet, benannt nach dem Landsitz am *Alten Aargauerstalden* Nr. 2. Die Höhe der Moränenterrasse bildet die Grenze zur teilweise noch heute unbebauten Schosshalde, die im Bereich Schosshaldenfriedhof und Schosshaldenholz bis an die Stadtgrenze bei Ostermundigen reicht.

Trotz der bereits 1844 vollendeten Nydeggbrücke blieb die Bautätigkeit bis in die 1880er Jahre unbedeutend und beschränkte sich auf einige wenige Landgüter, die z.T. schon im 17./18. Jahrhundert erbaut wurden (z. B. Schönberg, *Laubeggstrasse* Nrn. 34–40, und Schöngrün, *Schosshaldenstrasse* Nr. 92). Auslöser des Grundstückhandels in den 1880er Jahren waren die hohen Bodenpreise auf dem nahen Kirchenfeld, die das Interesse einzelner Bauherren und Bauunternehmer auf den Obstberg lenkten[272]. Baumeister Jakob Glur erstellte ab 1892 die weithin sichtbare Überbauung Obstberg, ein ungewöhnlich gross dimensioniertes Wohnhaus-Ensemble in Sichtbackstein (s. *Obstbergweg*). Der Besitzerwechsel grösserer Grundstücke, wie beispielsweise der Haspelmatte *(Bantiger-, Laubegg-, Tavel-, Steigerstrasse)*, eröffnete bis auf die Höhe der *Laubeggstrasse* den Bau städtischer Mehrfamilienhäuser[273]. 1905 bewarb sich Ingenieur Gaston Anselmier um die Konzession zur Erstellung einer elektrischen Drahtseilbahn Bärengraben–Schoss-

Abb. 115 Bern. Obstberg-Schosshalde auf dem Molasserücken am Scheitel der Aarekrümmung (Nydeggbrücke). Links oben Siedlung Schönberg, rechts Obstberg-Quartier zwischen Laubeggstrasse und Grosser Muristalden. Flugphotographie von Walter Mittelholzer (Zürich), um 1920 (Ausschnitt).

halde[274]. Grosse Schulhausbauten 1909 an der *Bitziusstrasse* und 1916 an der *Schosshaldenstrasse* bestätigen den Aufschwung der damaligen Quartierentwicklung.

Im Hinblick auf die für die Schweizerische Landesausstellung 1914 vorbereitete Städtebau-Ausstellung veranstaltete die Einwohnergemeinde unter den im Kanton niedergelassenen Architekten 1913 einen *Wettbewerb zu einem Alignements- und Bebauungsplan der Schosshalde und des Murifeldes in Bern*[275]. Dazu die *Schweizerische Bauzeitung:*

«Statt der Plan- und Kunstlosigkeit der Stadterweiterungen gegen Ende des letzten Jahrhunderts soll nun hier nach wohlerwogenem Plane die Bauentwicklung mehr nach dem leicht welligen Gelände im Osten der Stadt gezogen werden... Der nördliche Teil in der Nähe der Station Ostermundigen war mit Rücksicht auf die Geleiseanschluss-Möglichkeit als Industriequartier, alles Übrige als reines Wohnquartier zu projektieren. Vorzusehen waren ein grösseres Schulhaus und eine Kirche... Eine Ringstrasse (die heutige *Laubeggstrasse*, Red.) ist zur Aufnahme einer zweigeleisigen Strassenbahn bestimmt[276].»

Die Preisrichter, unter ihnen auch Hans Bernoulli (Basel), Albert Gerster, Adolf Tièche und Ingenieur V. Wenner (Zürich), vergaben Preise an Schneider & Hindermann mit den Ingenieuren Bühlmann & Glauser (2.), an Niggli & Ruefer (Interlaken), Adolf Lori (Biel), Vifian & von Moos (3.)[277]. Der Ausbruch des 1. Weltkrieges liess allerdings nicht an eine Verwirklichung der grossen Pläne denken. Immerhin wurden Teile der im Wettbewerb vorgeschlagenen Gartenstadtidee realisiert: Seit 1919 die Überbauung Schönberg durch die Architekten Scherler & Berger (*Bitziusstrasse* Nrn. 3–13), eine lockere Siedlung von Ein-, Zwei- und Mehrfamilienhäusern auf viertelkreisförmigem Grundstück. 1920 war Baubeginn der Wohnkolonie Schosshalde von Albert Gerster (*Wyssweg* Nrn. 2–12). Weitere Grossüberbauungen setzten erst nach 1945 und 1970, vor allem im oberen Murifeld, ein[278].

2.8.14 Kirchenfeld-Brunnadern

Vgl. Plan-Abb. 141, 142

Neben dem historischen Kirchenfeld – auf drei Seiten durch das Tal der Aare und das *Dählhölzli* natürlich begrenzt – werden hier unter dieser Bezeichnung auch das Gryphenhübeli und das Lindenfeld (Bereich obere Thunstrasse bis Muristrasse) zusammengefasst. Das weite, bis zur Gemeindegrenze von Muri reichende Feld Brunn-

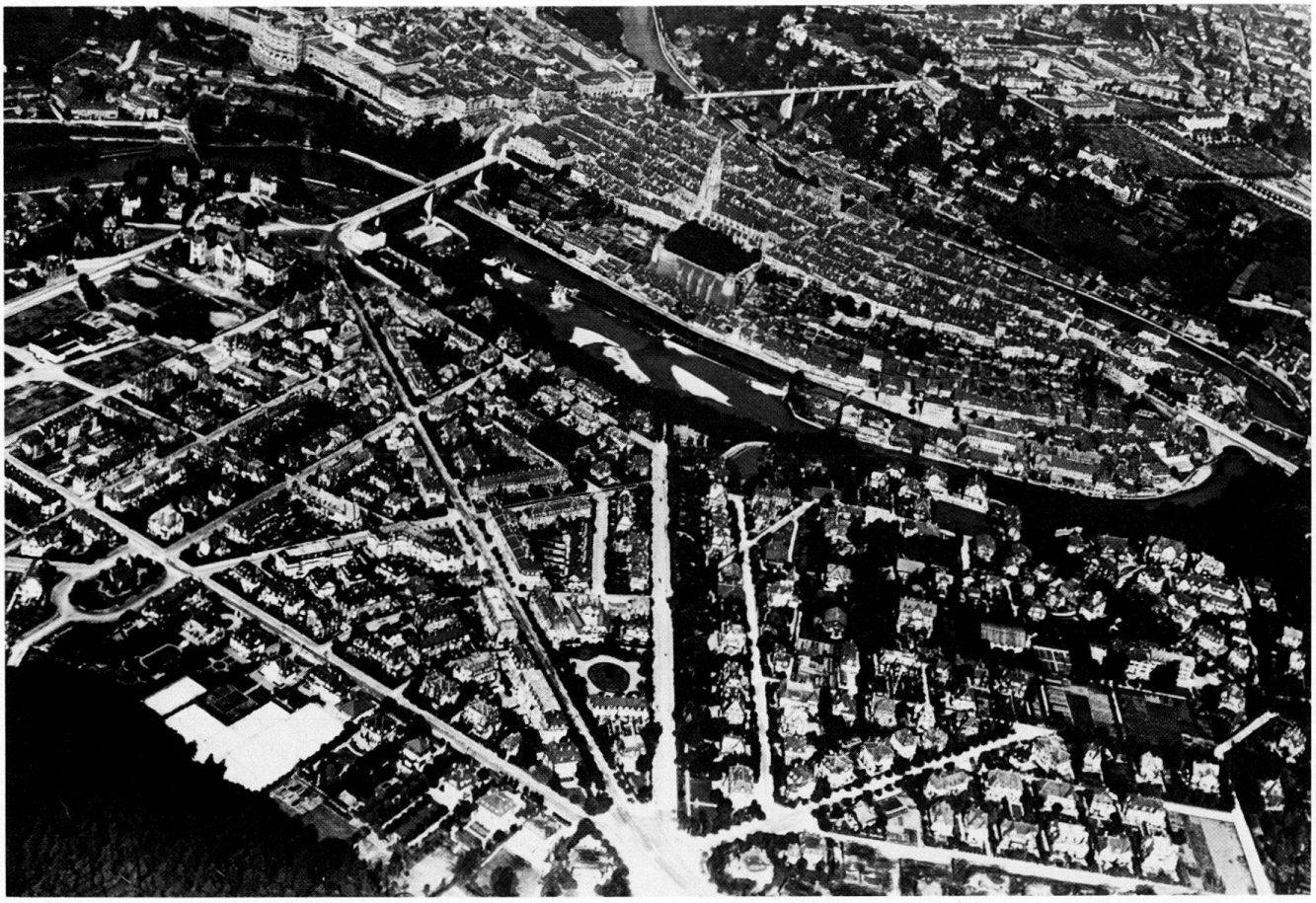


Abb. 116 Bern. Kirchenfeld. Die Blickachsen Bundesterrasse–Helvetiaplatz–Thunstrasse–Thunplatz (im Vordergrund) und Münsterplattform–Jungfraustrasse–Thunplatz sowie Münsterplattform–Luisenstrasse–Jubiläumsplatz (links über dem Dählhölzli) bestimmen das gesamte Strassensystem. Flugphotographie Walter Mittelholzer (Zürich), um 1920.

Abb. 117 Bern. Kirchenfeldbebauung im Jahre 1894: Vordergrund Mitte Englische Anlagen und Marienstrasse mit den von Rodt-Villen, links Luisenstrasse, rechts Helvetiaplatz mit dem Bernischen Historischen Museum. Im Hintergrund der Gurten. Ausblick von der Spitze des Münsterturms. Photographie Burgerbibliothek Bern.

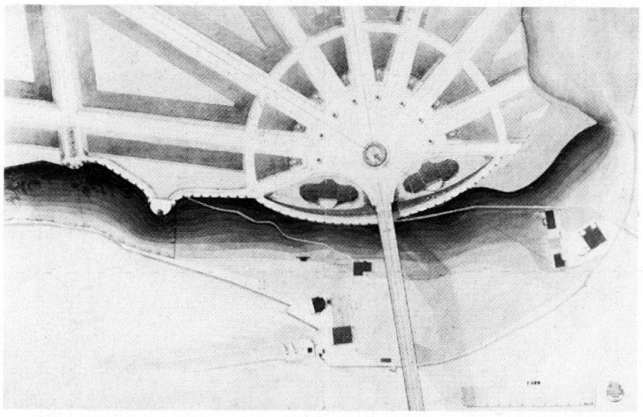


Abb. 118 und 119 Bern. Blick vom Helvetiaplatz in die Thunstrasse. Rechts «befestigter» Bereich des Bernischen Historischen Museums. Photographie um 1905. – Aquarellierter Detailplan zum Helvetiaplatz 1881 (unten). Burgerbibliothek Bern.

adern bildet landschaftlich und siedlungstypisch eine Fortsetzung zum Kirchenfeld. Die Bebauung konzentrierte sich dort auf das erste Viertel des 20. Jahrhunderts.

Die gleichzeitig mit der Vollendung der *Kirchenfeldbrücke* 1883 einsetzende Überbauung des Kirchenfeldes zählt zu den bedeutendsten städtebaulichen Unternehmungen der Schweiz zwischen 1880 und 1920. Eine eingehende Würdigung der Quartierplanung und Quartierarchitektur ist in der Reihe *Schweizerische Kunstführer* erschienen: Jürg Schweizer, *Das Kirchenfeld in Bern* (Schweizer 1980, darin die verschiedenen Überbauungspläne seit 1859 und ein Quartierrundgang). Ein im Auftrage des Stadtplanungsamtes Bern 1975–1976 erarbeitetes Quartierinventar Kirchenfeld-Brunnadern (Inv. Ki.-Br. 1975, 1976; vgl. Kap. 4.4) wird gegenwärtig überarbeitet.

Das Kirchenfeld gehörte ursprünglich dem 1528 säkularisierten Chorherrenstift zu St. Vinzenz, also dem Staat. 1856 ging es durch ein Zuweisungsbegehren an die Burgergemeinde über, womit auch die Planungsgeschichte zur Überbauung begann. Den frühen Projekten lag u.a. der Gedanke zugrunde, «die Entwicklung der Stadt im Interesse der untern und mittlern Stadttheile anzubahnen», die durch die einseitig nach Westen hin orientierten neuen Quartiere in eine Isolierung geraten waren. Durch die Erschliessung des

Kirchenfeldes sollte die ungehemmte Verlagerung nach dem Bahnhof eine wirksame Korrektur erfahren. Zudem wurden innerhalb der Burgergemeinde Stimmen laut, die eine Veräusserung des liegenden Stadtvermögens wünschten[279]. Gute Voraussetzungen für eine neue Stadtanlage im Süden: Banquier Friedrich Schmid, einer der burgerlichen Promotoren, sah 1864 im Kirchenfeld

«eine baumleere Fläche, auf welcher ein Einzelner nichts zuwege bringt; es ist eine Fläche, welche, durch eine Brücke mit der Stadt verbunden, Leben und Bewegung in dieselbe führt; die leere Fläche, welche gehörig verwandelt, den schönsten Vordergrund zu unserer herrlichen Alpensicht bildet. An das Kirchenfeld schliesst sich das Dählhölzlein an, ein liebliches Wäldchen, das mit zu erhaltender Bewilligung der Behörde durch geringe Correction der Wege zum angenehmsten Park für das neue Quartier geschaffen werden kann[280].»

Ein erstes Überbauungskonzept 1859 von Friedrich Studer und dessen Partner Horace Edouard Davinet basiert auf dem «amerikanischen Würfelsystem» (Baugevierte mit rechteckigen Innenhöfen)[281]. Ein als «Rond-Point» bezeichneter Strahlenplatz im Bereich der heutigen Kreuzung Thun-/Dufourstrasse erscheint 1865 in Projektvarianten des Ingenieur-Topographen Philipp Gosset[282]. 1870 konstituierte sich das Kirchenfeld-Komitee, dem neben Geschäftsleuten, Banquiers und Burgern auch die Ingenieure und Architekten Albert Lauterburg, Eduard Stettler und Kantonsingenieur Rohr angehörten. Gleichzeitig mit den Plänen für eine *Kirchenfeldbrücke* von Ing. G. Gränicher 1872 legte E. Stettler im Auftrage dieses Komitees ein Überbauungsprojekt vor, in dem sich zwei Rastersysteme etwa im Gebiet der heutigen Mottastrasse überschneiden[283]. Nach Verhandlungen zwischen Burgergemeinde und dem Kirchenfeld-Komitee – die Freihaltung der Alpensicht von der *Münsterplattform* via späterer *Jungfraustrasse* bestand als Forderung schon damals[284] – wurde dem Gemeinderat 1873 ein Strassen- und Parzellierungsplan zur Prüfung und Genehmigung eingereicht[285]. Diesem Plan mit seiner «Unmasse von Kreuz- und Querstrassen» erwuchs Kritik in Form eines Projektes von den Ingenieuren A. Lauterburg und Gaston Anselmier, das Hauptavenuen mit Grünanlagen propagierte, «ähnlich wie auf dem St. Alban- und Aeschengraben in Basel und in Bern ausserhalb der Enge» *(Engestrasse)*[286].

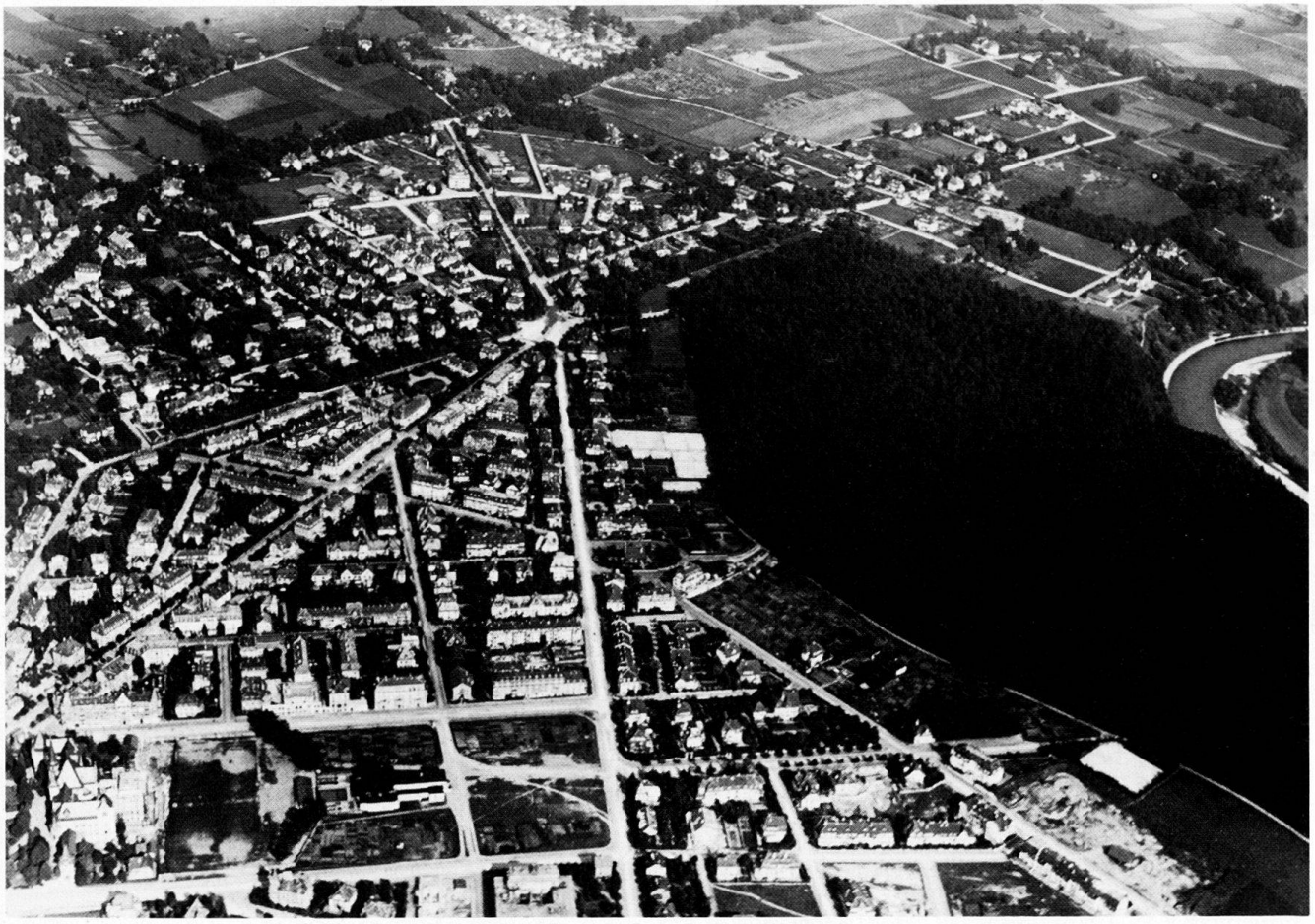
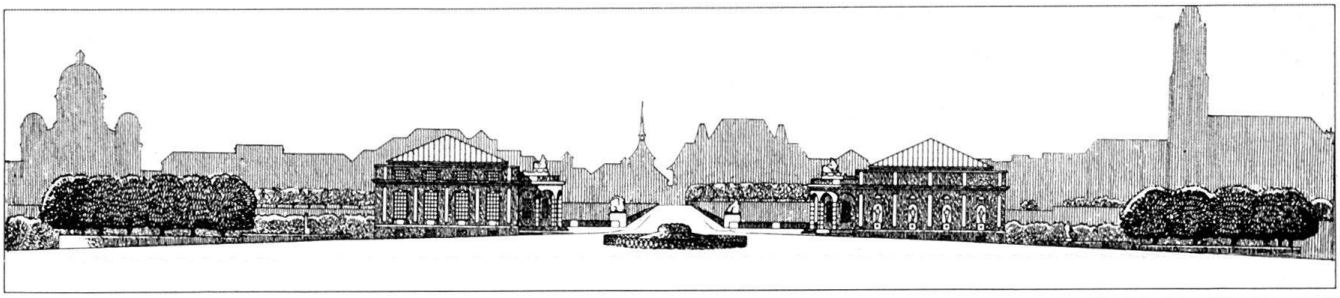


Abb. 120 Bern. Kirchenfeld, Kirchenfeldstrasse (Mitte) und Dählhölzli. Oben rechts Brunnadern und Elfenaugut. Flugphotographie Walter Mittelholzer (Zürich), um 1920.



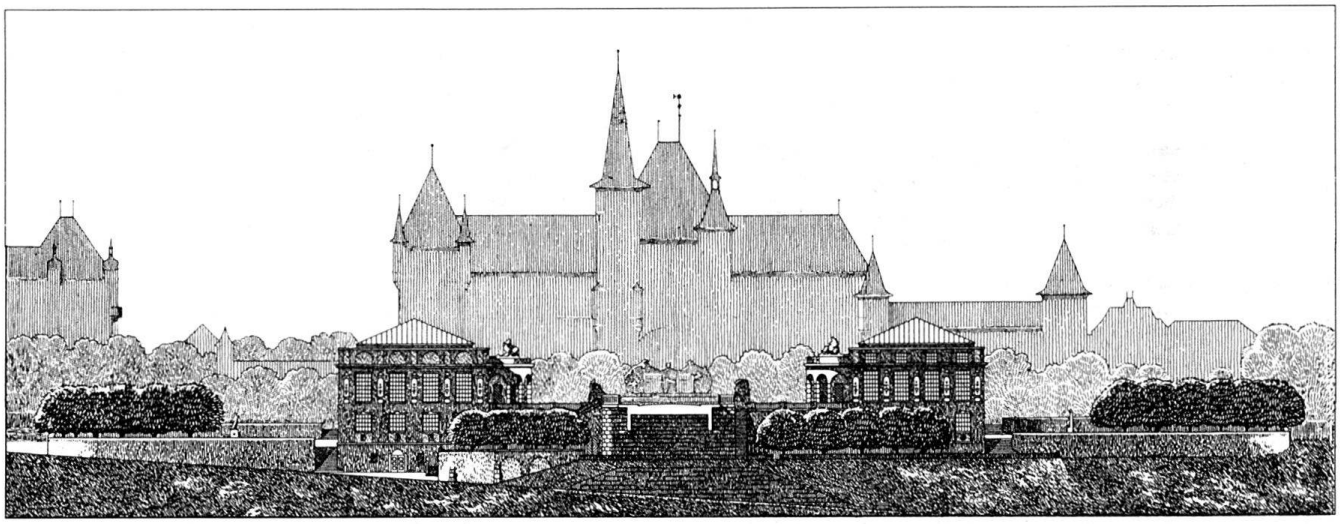


Abb. 121 und 122 Axiale Sichten über die Kirchenfeldbrücke mit den von Hans Klauser projektierten Brückenkopfbauten Alpines Museum und Kunsthalle. Oben Sicht stadtwärts, unten in Richtung Helvetiaplatz und Bernisches Historisches Museum. Skizzen von Adolf Tièche Sohn in der *Berner Woche* 1916, S. 125 und 126.

Im Namen «englischer Kapitalisten», namentlich der Firma Vanderbyl & Co., machte 1879 Eduard Clément-Hamelin das Angebot, die rund 80 Hektaren Kirchen- und Lindenfelder für Fr. 425 000.– käuflich zu übernehmen, die *Kirchenfeldbrücke* auf eigenes Risiko ausführen zu lassen sowie eine Kaution von 1 Mio. Franken zu hinterlegen. Die Bildung der mit ausländischem Kapital gestärkten Berne-Land-Company 1881 und der Verkauf der Felder seitens der Burgergemeinde öffneten den Weg zur Erstellung der 1883 vollendeten Kirchenfeldbrücke und zur Kirchenfeld-Überbauung[287].

Eine Beteiligung von Horace Edouard Davinet am verbindlichen, modifizierten Quartierplan 1881 (Abb. 68) der Berne-Land-Company ist wahrscheinlich. Davinet wirkte seit 1881 als Vertrauensarchitekt der englischen Kapitalgesellschaft[288]. Als Knotenpunkte für die gesamte Quartieranlage erscheinen die Strahlenplätze *Helvetiaplatz, Jubiläumsplatz, Thunplatz,* während Bezugslinien deren Standorte fixieren: Thunplatz im Schnittpunkt der Blickachsen *Bundesrathaus–Helvetiaplatz–Thunstrasse* und *Münsterplattform – Jungfraustrasse* – Jungfraumassiv, *Helvetiaplatz* zudem in der Achse der *Kirchenfeldbrücke* (südl. Fortsetzung durch die *Thormannstrasse*), *Jubiläumsplatz* im Kreuzungspunkt der Blickachse *Münsterplattform–Luisenstrasse* sowie der *Jubiläums-, Kirchenfeld-* und *Dufourstrasse*[289] (Abb. 116, 117, 123). Diese noch der barocken Stadtbaukunst verpflichtete Gesamtplanung bildet eine einzigartige Verbindung von Strassen- und Überbauungsrastern mit topographischen, aber auch grossräumigen optischen Gegebenheiten.

Die bedeutendste Änderung erfuhr dieser 1881 genehmigte Idealplan im Raum *Helvetiaplatz* am südlichen Kirchenfeldbrückenkopf. Die neun strahlenförmig an einen überstumpfen Sektor

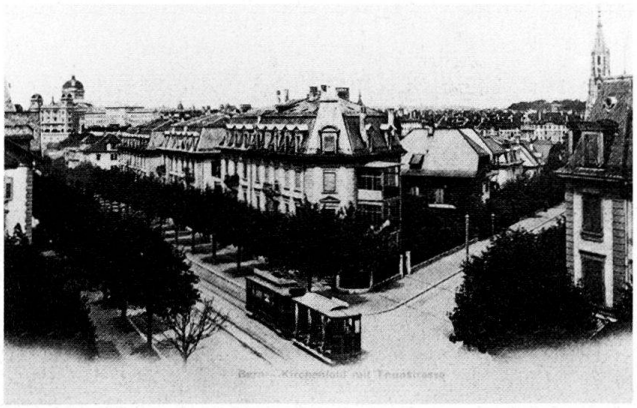


Abb. 123 Bern. Kreuzung Thunstrasse/Luisenstrasse mit den Blickachsen Bundeshäuser und Münsterplattform. Postkarte um 1910.

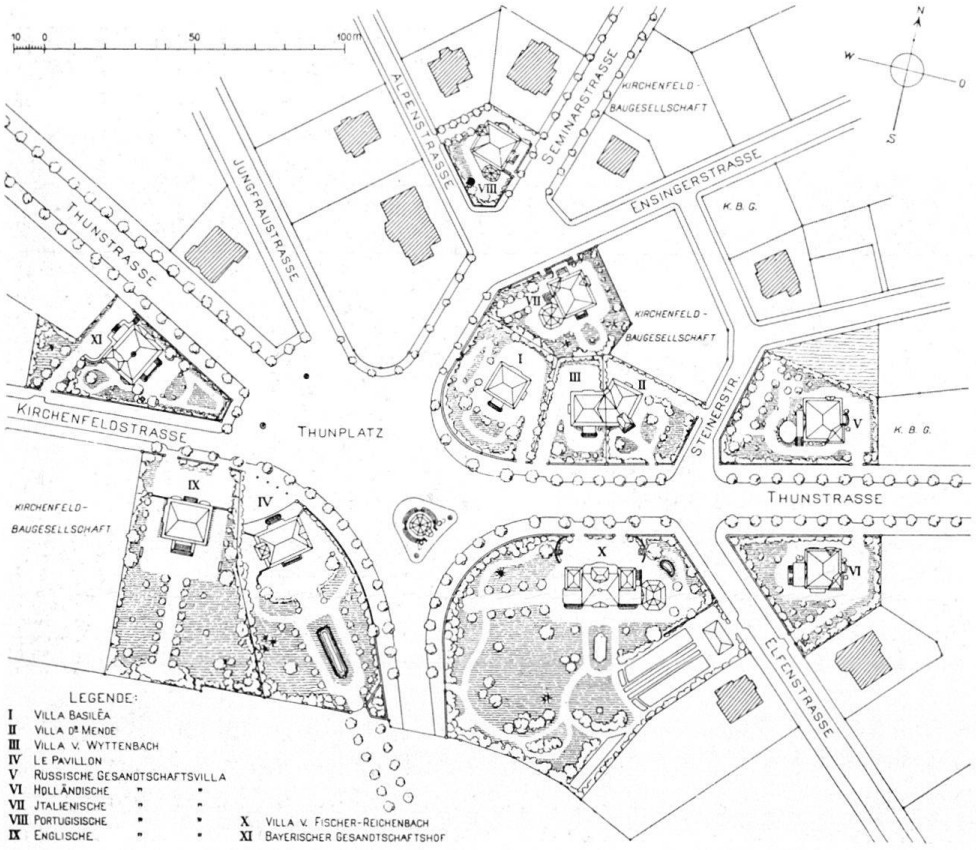
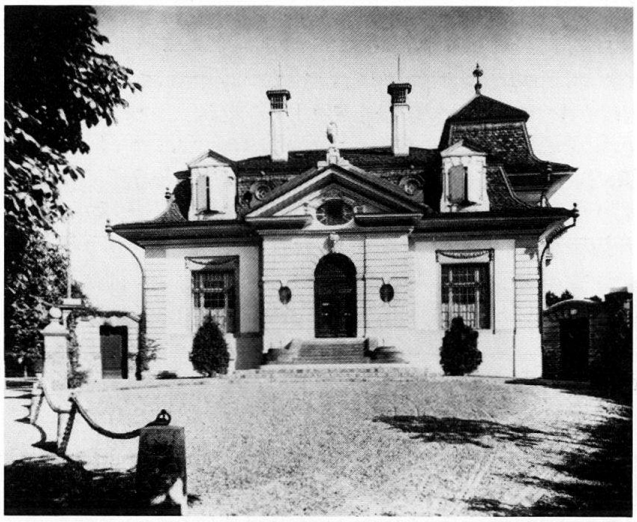
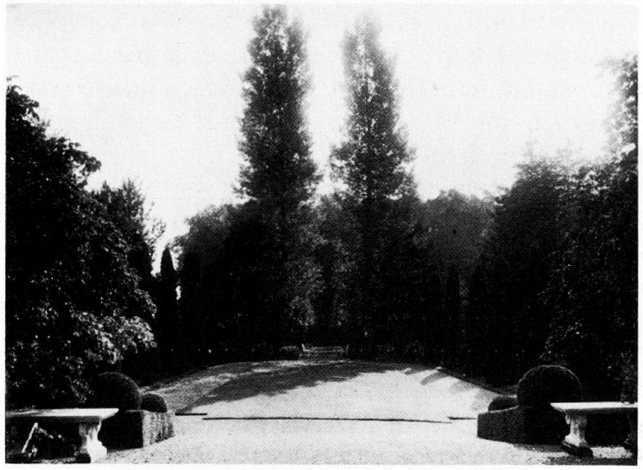


Abb. 124 Bern. Situationsplan der zwischen 1897 und 1908 von Henry Berthold von Fischer erbauten neubarocken Villenkette im Nahbereich des Thunplatzes auf dem oberen Kirchenfeld. Aus: *Schweizerische Bauzeitung* 51 (1908), S. 8.

Abb. 125–128 Bern. Von H. B. von Fischer in Berner Barockformen erbaute Villen am Thunplatz: Villa Pavillon und Gartenanlage Thunstrasse Nr. 52, der Wohnsitz des Architekten, erbaut 1900 (unten) und (rechts) Villa Le Souvenir Thunstrasse Nr. 60, erbaut 1897 für M. v. Fischer ehem. Schlossherr von Reichenbach (heute Nuntiatur). Ansicht um 1900 vor dem Anbau der Seitenflügel. Treppenhaus mit Bauteilen aus dem ehem. Schloss Reichenbach (daher die Bezeichnung «Le Souvenir»).





angesetzten Strassen wurden samt einer Ringstrasse nur ansatzweise realisiert (s. *Helvetiaplatz, Ringstrasse, Weststrasse, Marienstrasse, Thunstrasse* Nr. 5, *Thormannstrasse, Weststrasse*). Der 1889 festgelegte Standort für das Bernische Historische Museum (als Nationalmuseum urspr. geplant, *Helvetiaplatz* Nr. 5) erzwang das Orthogonalmuster *Bernastrasse, Helvetiastrasse, Museumstrasse, Hallwylstrasse.*

Schon 1870 verfolgte das Kirchenfeld-Komitee nach Worten von Schmid das Ziel, für eine «habliche» und «solide» Bevölkerung eine Anlage unabhängiger Landhäuser zu schaffen, «die ein jeder Eigentümer nach seiner Idee bauen und einrichten mag». Schmid vertrat eine «vermögliche Bevölkerung, deren täglicher Wirkungskreis in der Stadt liegt, die aber für sich und ihre Familien gerne im Sommer das Landleben geniessen möchte, weil sie entweder in nöthiger Nähe nicht passende Wohnung findet oder nicht in doppeltem Zins leben will»[290]. «Dass kein Proletarierquartier auf dem Kirchenfeld entstehe, dafür ist durch den hohen Preis des Terrains gesorgt», gab das Komitee 1881 zu verstehen,

«... denn wenn der Ankaufspreis sammt den Kosten der Brükke und Zufahrten u. auf das nach Abzug der Strassen, Promenaden und mit Servitut belegten Terrainabschnitte zum Bauen verfügbar bleibende Land vertheilt wird, ergibt sich ein so hoher Preis, dass Unbemittelte nicht dort kaufen und bauen, sondern das wohlfeilere disponible Land in den andern Aussenbe-

zirken vorziehen werden, mit denen das Kirchenfeld in Bezug auf billige Preise nicht wird konkurrieren können[291].»

Gesandtschaften nahmen hier ihren Sitz und schufen so durchgrünte Residenzstrassen *(Kirchenfeldstrasse, Thunstrasse,* Umkreis *Thunplatz, Elfenstrasse, Brunnadernrain).* Als Liegenschaftshändler für Gesandtschaften und Diplomaten machte sich Hugo von Wattenwyl einen bekannten Namen[292]. Nur wenige gewerblich-industrielle Betriebe etablierten sich im Kirchenfeld (u.a. Buchdrucker Wilhelm Büchler 1886 an der *Marienstrasse* und Lithograph Arnold G. H. Steiger 1887 an der *Museumstrasse* Nr. 10). Eine Konzentration gehobener und bildungskultureller Dienstleistungen beschränkt sich auf das Gebiet südlich des *Helvetiaplatzes* und auf diesen selbst: Museen, Landesbibliothek, Bundesarchiv, eidg. Münzanstalt und früher auch eidg. Landestopographie, Gymnasium und Schulhaus Kirchenfeld). Einen weithin sichtbaren Akzent setzt das Bundesarchiv (*Archivstrasse* Nr. 24, Abb. 91). Dem Bau ging ein Streit um die Standortwahl voraus, in dem die Berne-Land-Company als Siegerin hervorging. Die Stadt wünschte diesen als Blickfang in der Achse der Kornhausbrücke am *Viktoriaplatz*[293].

Im Gegensatz zur eher Gartenstadt-ähnlichen Gesamtüberbauung Kirchenfeld–Brunnadern bildet die *Thunstrasse* als wichtigste Verkehrs- und einzige Geschäftsader einen vorwiegend geschlossenen Strassenzug mit städtischem Charakter. Das Kirchenfeld-Komitee unterteilte schon 1872 die «vorzunehmende Exploitation» in zwei Kategorien: in eine städtische Anlage am Brückenkopf mit freier Aussicht auf die Stadt sowie in eine daran anschliessende «ländliche Entwicklung»[294]. Nicht nur gewisse Servitutbestimmungen (u.a. Verbot von lärmenden Fabriken und Wirtschaften)[295], sondern auch ein 1886 durch die Kirchenfeld-Baugesellschaft ausgeschriebener Wettbewerb für Villen, deren Typen unterschiedlichen Wünschen entsprechen sollten, propagierten das Kirchenfeld als neues Villenquartier. Unter den Eingaben fanden sich ländliche wie städtische Wohnhaus-Muster[296].

Mit den Namen bedeutender Architekten verbinden sich zwei der wichtigsten Villenbereiche auf dem Kirchenfeld: mit Eduard von Rodt, Eugen Stettler und Horace Edouard Davinet die *Marienstrasse* und die *Englischen Anlagen* (Abb. 117), mit Henry Berthold von Fischer die Umgebung des *Thunplatzes.* In dessen unmittelbarer Umgebung schuf Fischer zwischen 1897–1908 zehn stilistisch einheitliche Neubarock-Villen, die, so die *Schweizerische Bauzeitung,* «in glücklichster Weise an die ausgesprochene Formgebung jener herrschaftlichen Sitze anknüpft, die im XVII. und XVIII. Jahrhundert von den alten Berner Familien rings um die Stadt erbaut worden sind»[297] (Abb. 124–128). Vgl. *Thunplatz, Thunstrasse* Nrn. 59, 61–63, 67, 50, 52, 60, 68, *Kirchenfeldstrasse* Nr. 90, *Seminarstrasse* Nr. 30, *Ensingerstrasse* Nr. 48. Zu den im Kirchenfeld bevorzugten Villenformen zählen auch Chalets und Cottage-ähnliche Bauten, die sich sinnigerweise vor allem auf den steil abfallenden Hangkanten *(Tillierstrasse, Archivstrasse, Marienstrasse, Kollerweg)* oder an den auf das Berner Oberland hin ausgerichteten Strassen *(Muristrasse, Jungfraustrasse)* vorfinden.

Mischformen von städtischen und ländlichen Bauweisen prägen zahlreiche Reihenblöcke, deren schlossähnliche Risalitausbildungen sich vom üblichen Reihen-Miethaus stark abheben. Zu den bemerkenswertesten Leistungen zählen die Überbauungen der Architekten Bracher & Widmer, Rybi & Salchli, Danuser & Brönnimann, Gottlieb Rieser, Gebr. Kästli u.a. *(Jubiläumsstrasse, Kirchenfeldstrasse, Mottastrasse, Luisenstrasse, Jungfraustrasse)* und nach 1920 die südliche Reihen-Bebauung der *Jubiläumsstrasse* von Friedrich Studer und Gugger & Brönnimann.

Die aufwendige, vor allem neubarocke Villenlandschaft im Umkreis des Thunplatzes setzt sich auch auf die dem Dählhölzli und dem Tal der Aare nahegelegenen Teile der Brunnadern fort und stösst dort an Berner Landsitze des 18. Jh. *(Elfenstrasse, Brunnadernrain, Brunnadernstrasse, Kalcheggweg, Elfenauweg)*. Ein 1919 von der Einwohnergemeinde Bern ausgeschriebener *Ideen-Wettbewerb für die Bebauung des Elfenau- und Mettlen-Gebietes in Bern und Muri* sah eine Gesamtplanung und -überbauung zwischen Dählhölzli und dem Dorf Muri vor. Realisiert wurde dieses in die Zeit des 1. Weltkrieges fallende Gross-Unternehmen nie im geplanten Ausmass (breite, von der *Brunnadernstrasse* ausgehende Radialstrassen nach Muri und über die Aare nach Kehrsatz, Bau eines Burgerspitals auf dem der Burgergemeinde gehörenden Unter-Murifeld). Für die spätere Quartierentwicklung bemerkenswert sind die im Wettbewerb formulierten allgemeinen Bestimmungen, u.a.:

«Die Aufteilung des Geländes und die Überbauung sollen so erfolgen, dass der bereits in Entwicklung begriffene Gartenstadtcharakter gewahrt wird. Die vorhandenen Bäume, Baumgruppen und Baumalleen sind zu schonen und in die Überbauung organisch einzubeziehen... Mehrfamilienhäuser dürfen höchstens zu je zwei zusammengebaut werden. Nur für Einfamilienhäuser dürfen Reihen, und zwar auf eine Länge von höchstens 70 m, gebaut werden[298].»

Preise erhielten die Architekten von Gunten & Kuentz (1.), Bösiger & Wipf sowie Hans Beyeler (2.)[299] (Abb. 129).

Vorschläge für eine grossräumige bauliche Neugestaltung des *Helvetiaplatzes* und der südlich daran anschliessenden Baugevierte bis zur *Kirchenfeldstrasse* (öffentlicher Grundbesitz) wur-

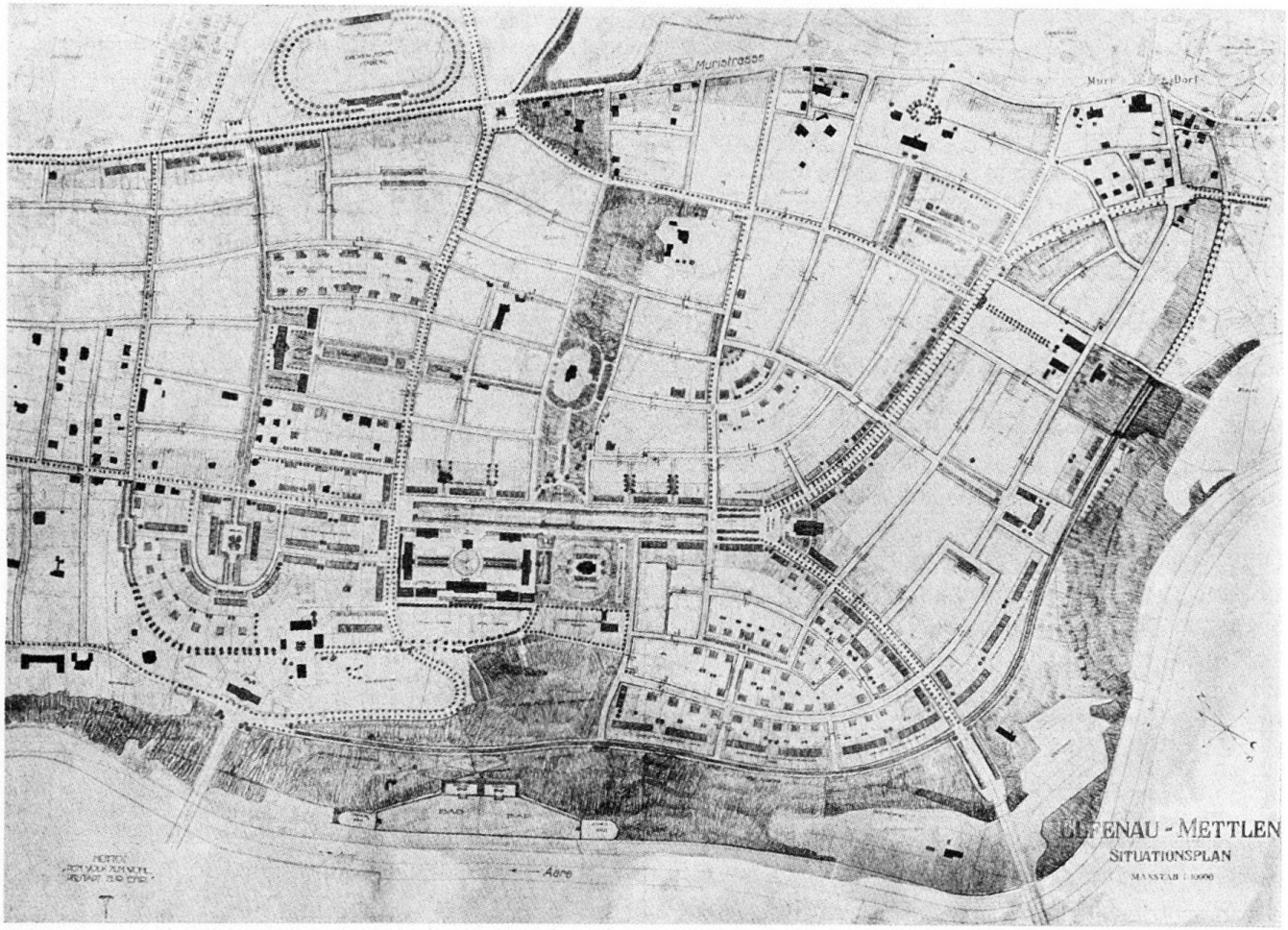


Abb. 129 Bern. Erstprämierter Entwurf der Architekten W. von Gunten und W. Kuentz im Ideen-Wettbewerb für die Bebauung des Elfenau- und Mettlengebietes in Bern und Muri 1919. Oben rechts Muri-Dorf. Aus: *Schweizerische Bauzeitung* 75 (1920), S. 174.

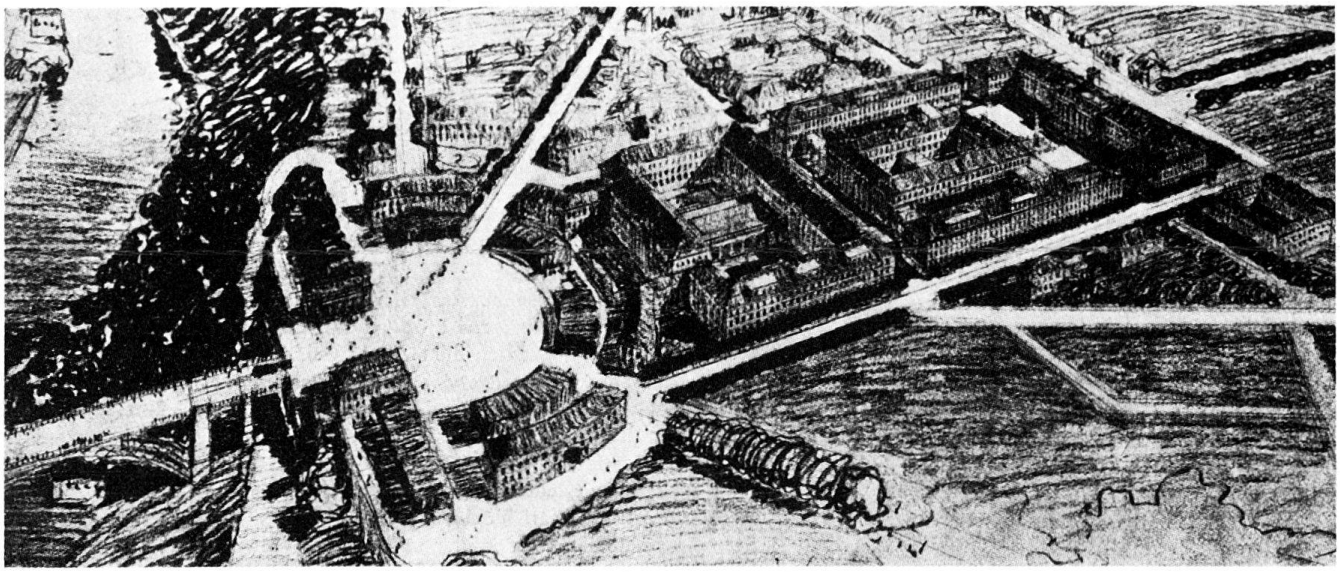


Abb. 130 Bern. Kirchenfeld. Überbauungsvorschlag für den Bereich Helvetiaplatz/Helvetiastrasse/Kirchenfeldstrasse/Bernastrasse 1923 von den Architekten Widmer & Daxelhofer. Aus: *Schweizerische Bauzeitung* 81 (1923), S. 93.

den 1923 im Zusammenhang mit dem *Wettbewerb Gymnasium Bern* veröffentlicht. Einen baulichen Niederschlag fanden die zumeist neuklassizistischen Entwürfe (Abb. 130) lediglich im Bau des Gymnasiums selbst (*Kirchenfeldstrasse* Nr. 25) sowie in der axial übereinstimmenden Stellung der 1929–1931 erstellten Landesbibliothek (*Hallwylstrasse* Nr. 15)[300].

2.8.15 Bümpliz

Vgl. Plan-Abb. 132

Bümpliz im Westen der Stadt Bern, einst bedeutendes frühgeschichtliches und römisches Siedlungszentrum, später hochburgundischer Königshof (Altes Schloss), war seit 1803 selbständige Gemeinde und wurde der Stadt Bern erst am 1. Januar 1919 eingemeindet. Das längs des *Stadtbachs* entstandene Bauerndorf geriet nach 1860 in den Sog der Vorstadtentwicklung Berns. Die Mehrzahl der Einwohner arbeitete in Bern und zahlte bis 1917 auch dort ihre Steuern (Arbeitsstätten-Steuerpflicht). Die Eingemeindung half finanzielle Schwierigkeiten zu überwinden und übertrug öffentliche Bauaufgaben (Schulhausbauten, Strassenbau, Wasserversorgung) der Stadtgemeinde. Den Übergang vom einstigen Bauerndorf zur dicht besiedelten Vorstadt hat der in Bümpliz lebende Dichter Carl Albert Loosli (1877–1959) in seinem erst 1977 erschienen Roman *Es starb ein Dorf* festgehalten (dort «Wydenau»).

Breitere Übersichten der baulichen Entwicklung und der Einzelbauten als an dieser Stelle liefern der *Kunstführer durch die Schweiz,* Band 3 (*KFS* 3 [1982], S. 236–244) und die 1983 erschienene Schrift *Altes Bümpliz* von Paul Loeliger (Loeliger 1983). Die mehrheitlich ländlichen Gebiete von Bümpliz-West (Riedbach, Matzenried, Ober- u. Niederbottigen) sind im *Inventar Bern-Bümpliz West 1983* der Denkmalpflege der Stadt Bern erfasst[301]. Wichtige Stationen in der Gemeindeentwicklung waren u.a.: 1860–1862 Anschluss an das Eisenbahnnetz (Centralbahn Bern–Freiburg) und Bau des Bahnhofs Bümpliz-Süd; 1866 Bau der neuen Murtenstrasse; 1882 Schulhaus Bümplizstrasse Nr. 94; 1896 Gründung der Elektrischen Werkstätte Chr. Gfeller in Bümpliz-Bethlehem; 1901 Eröffnung der Bahnlinie Bern–Neuenburg mit den Bahnhöfen Bümpliz-Nord, Riedbach und der Haltestelle Stöckacker; 1903 Höheschulhaus Bernstrasse Nr. 35 (A: Städt. Baudir.); 1905 Eindeckung des Stadtbachs; 1905 Gründung und 1909 Bau der Sekundarschule Bümplizstrasse Nr. 152 (A: Karl Indermühle, erw. 1925)[302]; 1909–1911 Überbauungsprojekt

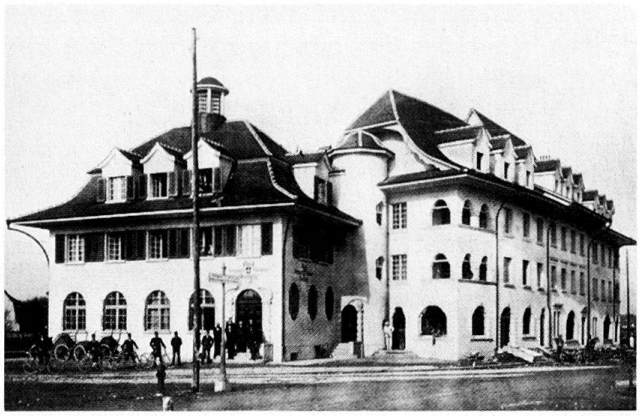


Abb. 131 Bern-Bümpliz. Ecküberbauung Brünnen-/Keltenstrasse von Karl Indermühle 1913, Kopfbau der nicht realisierten Grossüberbauung Schlossgut Bümpliz. Photographie um 1913, PTT-Museum Bern.

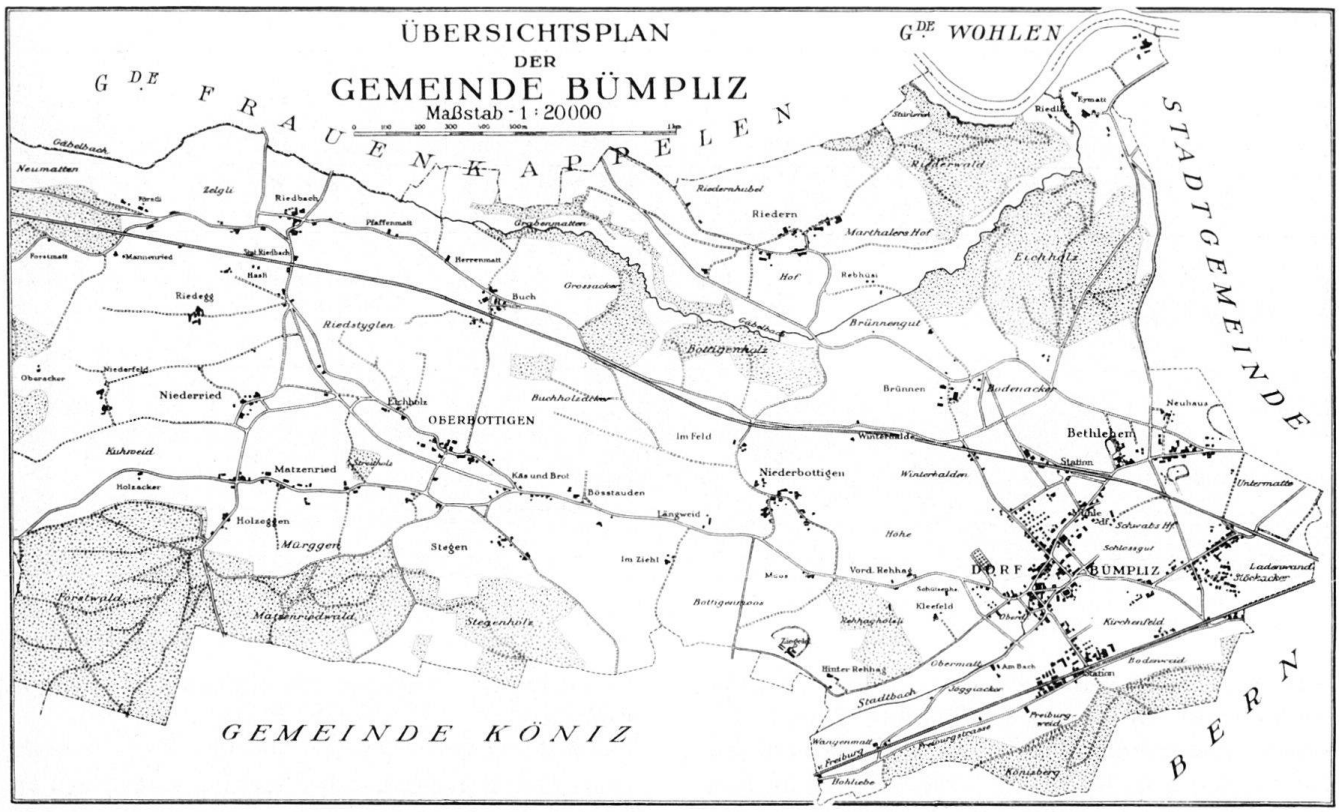


Abb. 132 Bern-Bümpliz. *Übersichtsplan der Gemeinde Bümpliz* 1919, im Jahr ihrer Eingemeindung. Massstab 1:20 000 (hier verkleinert). Beilage im *Berner Adressbuch* 1919.

Schlossgut Bümpliz (A: K. Indermühle, s. unten); 1911 Fabrikneubau Rolladen- u. Storenfabrik Senn Lagerhausweg Nr. 16, 1913 Ecküberbauung mit Postgebäude Brünnen-/Keltenstrasse (A: K. Indermühle, s. unten); 1912 Mehrfamilienblock Keltenstrasse Nrn. 93–97 (A: K. Indermühle); 1918 La Centrale, Fabrik für landwirtschaftl. Maschinen (A: K. Indermühle)[303]; 1919 Aufstellung des «Dorfbrunnens» bei der Post; Geschenk der Stadt Bern anlässlich der Eingemeindung (früherer Oberer Spitalgassbrunnen mit neugotischem, achtkantigem Stock, 1846 von Steinhauer Bargetzi, Solothurn, nach Plan von Gottlieb Hebler)[304], 1920 Wohnkolonie der A.G. Chocolat Tobler zwischen Wintermattweg und Winterholzstrasse, sogenannte «Thermosbauten» (A: H. Lehner, Rüdtlingen)[305], 1920–1925 Geviert zwischen Bümpliz-, Stapfen- u. Heimstrasse (Bauunternehmer B. Clivio), 1924 evang.-ref. Pfarrhaus mit Saal (A: K. Indermühle)[306], 1926 röm.-kath. Antonius-Kirche im Südquartier (A: Henry B. v. Fischer)[307], 1930–1931 Stapfenakkerschulhaus Brünnenstrasse Nr. 40 (A: K. Indermühle, vgl. Kap. 2.7). In Zusammenarbeit mit dem Bauunternehmer Benjamin Clivio hat Karl Indermühle den neueren Ortscharakter von Bümpliz zwischen 1910 und 1930 am nachhaltigsten geprägt. Dem musterhaften Einfamilienhaus Peterweg Nr. 3, 1906[308], und dem Sekundarschulhaus, 1909[309] – beide in einem neuartigen, am Jugendstil geschulten Heimatstil, der im Landi-Dörfli Indermühles 1914 sich als Synthese anbot (Abb. 79, Kap. 2.7) – folgte 1909–1911 der Bebauungsplan des gleichen Architekten für das Schlossgut Bümpliz. Die im Auftrag der Heimbaugesellschaft Bümpliz projektierte Gartenstadt in offener und geschlossener Bauweise samt zentralem, altstädtischem Marktplatz hätte ebenso gezeigt, «wie schön sich der spezifische Bernerstil auf moderne Bauanlagen übertragen lässt». Zur Ausführung kam 1911–1912 lediglich der Kopfbau mit dem Postgebäude Brünnen-/Keltenstrasse (Abb. 131)[310].

Abb. 133 Bern-Bümpliz. Das «städtisch-industrielle Siedlungswerk der A.-G. Chocolat Tobler» zwischen Wintermattweg und Winterholzstrasse, erbaut um 1920. Aus: *Schriften der Schweiz. Vereinigung für Innenkolonisation und industrielle Landwirtschaft* Nr. 16, Zürich 1922.